

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Helllein	375
Kunst fürs Volk. Von Karl Jenisch	392
Die Fer der Freiheit. Von Martin Andersen Nexø	399
Eros. Von Ernst Lothar	405
Auswanderung. Von Leopold Caro	405
Kohlenzoll. Von Labou	410

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—, Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Wenn abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beteiligung zu
 zeitigem Zinsfluss nachzuweisen, und zwar für den Geldgehr völli kreditfrei.
 9-4 Uhr.

Mampes Gute Stube
 gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Ziför-Stube der Reichshauptstadt.
 Extrafine Ziföre und Frühstücks-Weine.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | Grand Hotel Excelsior
 Nollendorfsplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Tauentzstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Aecht **Patzenhofer** Biere
 sind in allen besseren Detailgeschäften erhältlich.



Berlin, den 12. Juni 1909.

Holstein.

Wenn des Liebes Stimmen schweigen
Von dem überwundenen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen
(Hud der Sohn des Ludens an).
Der für seine Hauskätze
Kämpfend sank, ein Schim und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Stroßbeerenstraße 40. Dicht am Kreuzberg. Kleinbürgerhäuser, Kleinbürgerläden. Fünf Minuten davon, schon in der Yorkstraße, poltert, kreischt, proht das neue Berlin im Stuckpomp. Hier, zwischen der Hagelberger- und der Kreuzbergstraße, ist's still. Altberlin. Kein Bierpalazzo, kein Brunkladen. Enge Kutscherkneipen; der Bäckermeister, der für drei, vier Gäste Sitzgelegenheit bietet, Kapfluchen, Windbeutel, Sahnenbaisers bereit hält, auch, wenn's verlangt wird, Kaffee kochen läßt, nennt sich nur schüchtern Konditor. Sogar Grüntramkeller giebt's da noch, vor denen, auf dem Pflaster, Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Äpfel stehen. Die Strähne der Telephondrähte ist dünn und das Surren des Straßenbahndrahtes dringt nur sacht in die graue Stille; wird im Sommer vom Rauschen des Wasserfalles übertönt, der schäumend durch den Viktoriapark stürzt. Wer vor Nummer 40 steht, sieht die weißen Gischkämmchen. Das vornehmste Haus in der Runde. Altfränkisch vornehm; wie man vor fünfzig Jahren baute. Nach der Gewöhnung von heute eng und düster. Auf den Steinfliesen, die zur Hausthür hinaufführen, purzelt dem Einlaß

Heischenden ein Pförtnerkind entgegen; und der Zusammenstoß weckt die Lust der Spielkameraden. Ein paar Holzstufen. Links den Klingelstrang ziehen. Eine schwächliche Frau mit weichem Haar und freundlich schweiggamem Gesichtsausdruck öffnet. Frau Röber, die treueste, zuverlässigste Schaffnerin. Die läßt keinen Unwillkommenen hinein; ist durch die pfiffigste Reporterkunst nicht ins Schwagen zu bringen. Ein schmaler Korridor, der kaum zum Umdrehen Raum gewährt. Drei Zimmerchen. Alte, ganz schlichte Möbel, die auf den Westberliner wie Urväter Hausrath wirken. Nur das Allernöthigste. Im Arbeit- und Wohnzimmer ein Schreibtisch, eine winzige Bibliothek, Photographien und andere Erinnerungszeichen. Im Schlafzimmer das Bett eines Försters oder Landlehrers; daneben, auf dem Nachttischchen, ein Leuchter mit Kerze. Nirgends die leiseste Ahnung von Luxus und Ueppigkeit. Kachelöfen. Petroleumlampen. Kein Gas. Kein Telephon. Und doch wars in dieser Parterwohnung behaglich. An Winterabenden besonders, wenn dicke Vorhänge vergessen ließen, daß draußen, hinter der nächsten Ecke, das Leben der Proles brande. Wie in einer Provinzstadt wars dann; bei einem feinen Beamten, dem des Dienstes immer gleichgestellte Uhr ein Junggesellenleben lang ins Ohr getickt hat und der sich nach den Bureaustunden in reinlicher Einsamkeit an dem Bewußtsein röstet, dem Weltgetriebe, den Weltthändeln meilenfern bleiben zu dürfen. Gern aber den Besucher, dessen Wesensart ihm paßt, davon erzählen hört; wie von Wichtigem, Bedeutendem, das weit hinter dem Pflichtenkreis des Hausherrn liegt. Doch just hier, in diesem südwestlichen Winkel der Reichshauptstadt, war der Puls deutscher Politik hörbarer als sonst irgendwo. Hohe und höchste Würdenträger kamen ins altfränkisch vornehme Haus. Der Kanzler, Staatssekretäre, Botschafter, Geheimräthe; Fürsten und Grafen; alte Edelfrauen und Großfinanzherren; auch aus der Schicht der Subalternen ward manchmal ein Bewährter zugelassen. In diese Parterwohnung lieferte das Postamt S W 47 gewiß die interessantesten Briefe. „Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rath Baron Friß von Holstein.“

Der wohnte hier; hatte sich aus dem neuberlinischen Getos hierher gerettet, als auch in der anhalt-deffauiischen Enklave zwischen den Westbahnhöfen, die so lange, dicht neben den Brennpunkten des Strahlenlebens, kleinstädtisch blieb, der Menschenpflucht ihm lästig wurde. Zu viele Kanzleiräthe, Souterrainreiber, Krämerkinder, Spazirmädchen (in diesem merkwürdigen Revier hält mancher Hausbesitzer, manche ehrjame Familie sich nur durch den hohen Miethzins, den eine vom Ertrag der Prostitution sich redlich Nährende zahlt). Was brauchte er? Luft, Ruhe, Sauberkeit. Noch in seiner Kranken-

stube war's niemals dumpf oder muffig, ärgerte nie ein Stäubchen das Auge; fast lautlos kam und ging die Schaffnerin; und von den unbebauten Flächen des Kreuzbergbezirkes weht selbst an schwülen Tagen erträgliche Luft in die Nachbarschaft. Bis ins Auswärtige Amt war der Weg freilich weit. Um so besser: die Rath Suchenden fielen ihm nicht allzu oft ins Haus und er mußte schon morgens die Beine rühren. Gehen war ihm die beste Freude. Er konnte, mußte Stunden lang allein laufen, hatte auf solchem Marsch die brauchbarsten Einfälle und kam noch als Siebenziger aus der Großbeerensstraße gar nicht selten zu Fuß in die Brunwaldkolonie. Zum Stubenhocker taugte er nicht. Wäre am Liebsten Soldat geworden und stöhnte, da die Eltern den jungen Friedrich August Karl Ferdinand Julius, der rasch in die Oberklassen des Köllnischen Gymnasiums geklettert war, zum Juristen bestimmten. Fünfziger Jahre. Die Armee hat noch nicht das Ansehen, das Wilhelm und Roon, Bismarck und Moltke ihr später warben; die Erinnerung an 1806 ist nicht verblaßt, die Acht- und vierziger haben die „Soldateska“ verschrien und der güterlose Adel ersehnt seinen Söhnen einen lohnenderen Beruf als des Offiziers. Holstein wäre sicher ein guter Regimentskommandeur (sein ganz bequemer wohl, doch einer von ernstem Pflichtbewußtsein) geworden, hätte auch eine Generalstabsabtheilung mit weiser Umsicht geleitet und es am Ende zum Generalquartiermeister, vielleicht gar zur Nachfolge Moltkes gebracht. (Auf dem versailer Bild, das die Beamten der Reichskanzlei in der Felduniform zeigt, sieht der bärtige künge Herr Diplomat gar nicht militärisch aus.) Im Feuer zu führen: Das war seiner Wünsche höchstes Ziel. Den Verzicht fühlte er immer wie eine alte Wunde, die bei schlechtem Wetter brennt. Der Auskultator am Kammergericht mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu ächzen. Dann aber ging's, schon im zweiundzwanzigsten Lebensjahr, auf den umdunsteten Olympos der Diplomatie. Da gab's zu sehen, zu erleben, zu fechten. Für's Vaterland; auch ohne Degen und bunten Rock. Daß er für den Zwang zu blinder Subordination nicht geboren sei, gestand der Alternde selbst schmunzelnd in den Stunden ruhiger Rückschau. Der Vater hatte wohl doch den richtigen Weg gewählt. Im engen Gelaß der Großbeerensstraße war die Excellenz ein großmächtiger Herr, der vor Keinem je den Rücken zum Raßenbuckel krümmte; wars, trotz den drei Vorgesetzten, auch im Amtszimmer; am Königsplatz wäre der Chef noch untergeben gewesen. Und zu oft genannt worden. Viel zu oft für Holsteins Geschmach. Dessen Mann war Blumenthal, von dem Bismarck gesagt hat: „Die Zeitungen nennen seinen Namen nie, trotzdem er in der kronprinzlichen Armee Stabschef ist und um die Leitung des Krieges sich fast eben so

große Verdienste erworben hat wie Moltke.“ So hätte Holstein es gern gehabt. Nur von den Kennern wollte er beachtet und richtig geschätzt sein. Vor den Anderen im tiefsten Dunkel geborgen. Die Mahnung, im Schatten zu leben, war ihm gewiß der liebste Schluß epikurischer Weisheit. Seiner Wünsche höchstes Ziel: im Feuer zu führen und den Blicken doch unerreichbar zu bleiben. Eigenfinniger Wille zur Macht in der Seele eines Empfindsamen, der grelles Licht nicht verträgt und unter öffentlicher Kritik wie unter frecher Entschleierung seiner Scham erschauert: ein politisch und psychologisch schwieriger Fall. In der Arbeitstube war dem Wanderlustigen schließlich doch am Wohlsten; blieb seine wahre Heimath. In den Glanz höfischen Lebens zog es ihn nicht. Allzu rasch verdorrt da die innere Freiheit. Den Rath, die persönliche Gunst des allerhöchsten Herrn zu suchen, hätte er wohl mit dem Wort abgelehnt, das Schillers Kürassier in Wallensteins Lager spricht:

Wägen Die sich sein Joch ausladen,
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Nöh und als die Schmerzen
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Wir: die Beamten. „Wer anders macht ihn als seine Soldaten zu dem großmächtigen Potentaten?“ Die Civilsoldaten in der Schreibstube. Der Mann, der so gern den Rock des Königs getragen hätte, fühlte sich stolz als Beamten. Wurde noch mit weißem Haar wild, wenn Parlament oder Presse die Leistung der Beamtenschaft herabsetzte oder gar empfahl, den Ersatz hinter der Bureauschranke zu suchen. „Das fehlte noch, daß man uns die Leute kopfscheu macht, um ihr Ansehen, den Haupttheil ihrer Löhnung, bringt und itzendeinem Bankier Ehren zukommen läßt, die unsere Besten kaum in einem langen Leben erreichen.“ Nicht einmal das Auswärtige Amt, an dem er selbst doch viel zu rügen fand und von dessen Vertretern er nur drei noch zu sich ließ, durfte man draußen tadeln. Und der Staatssekretär, der ihm vorher mindestens das kleinste der möglichen Uebel schien, hatte (wie Graf Posadowsky seit der Opferung Boedtkes) bei ihm verspielt, seit er nicht mit der erhofften Entschlossenheit für sein Amt eingetreten war. „An den Beamten liegt's nicht; die Leute sollen erst mal nachsehen, ob anderswo so anständig gearbeitet wird.“ Ein dem Leben und dessen vielfach einander schneidenden Kreisen im Grunde doch Ferner, Fremder spricht so. Holstein hatte viel erlebt. Die stärksten Staatsmänner und Diplomaten zweier Menschenalter im Hausrock gesehen. Gortschakow und Thiers, D'Israeli und Savour; das Gewimmel der Mittelwüchsi-

gen; und in Deutschland von Schleinitz, Robert Holz und Harry Arnim bis zu den Gesandten von übermorgen Jeden, der irgendwo als Rad oder Rädchen der Maschine eingefügt war. Als Dreiundzwanzigjähriger ist er Bismarcks Jüngster in Petersburg (schon dort, unter Schloezer, Arbeiter, nicht nobel bummelnder Attaché) und erhorcht die ersten Vorbereitungen zum Kampf um die deutsche Vormacht. London, Washington; während einer Pause, die ein dienstlicher Konflikt bewirkt, Jagdfahrten durch Nordamerika. Stille Arbeit in Preußens Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Im Großen Jahr ruft der Bundeskanzler ihn nach Versailles und läßt ihn die Feder führen, als es, nach den Verhandlungen mit Thiers und Favre, zum Abschluß kommt. (Das Tintenfaß und die Feder, die für die Urkunde des Präliminarfriedens vom sechsundzwanzigsten Februar 1871 benutzt worden waren, hat Holstein Jahrzehnte lang aufbewahrt und erst, als er den Abend nahen fühlte, verschenkt.) Er bleibt in Paris, hilft Arnim stürzen und wird 1876 nach Berlin geholt. War er nicht reich genug, um an die Leitung einer Mission denken zu können, oder sah er früh ein, daß er ins abgesperrte Dunkel der Centrale besser passe als auf ein weithin sichtbares Gipfelchen? Nur zu Ferienreisen hat er Berlin noch verlassen. 1876 bis 1906: dreißig Jahre im Auswärtigen Amt. Intimer Verkehr fast nur mit beamteter Menschheit (civilier und militärischer); und die Gewöhnung, mit den Besuchern beinahe nur über die in sein Fach gehörigen Dinge zu sprechen. Die Herren von Bleichröder, von Mendelssohn, von Schwabach hat er wohl kaum je, ihm von der Entwicklung des Finanzwesens zu erzählen. Wozu? Das war nicht seine Sache. Dafür mochten Andere sorgen. Jedes Hirn, dachte er, faßt nur eine bestimmte Menge Wissensstoff; und wenn ich meins mit anderem Kram überlaste, bleibt für den politischen nicht der nöthige Platz. Die Finanzhäupter sollten ihm berichten, was sie aus Petersburg, London, Paris gehört hatten; eine von der Amtsstube aus nicht wahrnehmbare Spiegelung der Ereignisse zeigen; und vernehmen, was an der Staatsspitze für heute und morgen gewünscht werde. Holstein wollte nicht veralten; mühte sich, in seinem Bereich die Evolution zu erkennen: und merkte doch nicht, wie die Welt (was wir so nennen) sich wandelte und mit welcher unheimlichen Schnelle ringsum die Grenzen der Macht verrückt wurden. Ich glaube nicht, daß er Japans Armuth je als die, wie im alten Preußen, zur Expansion drängende Kraft in seinen Kalkül eingestellt hat; da stand nur: Starkes Heer, leistungsfähige Flotte, vorsichtig tapfere Geschäftsleitung. Den Franzosen traute er, als Sewolstij in Paris war, den Entschluß zu einer Aktivität zu, die der Gläubiger der Russen, Türken, Serben, Bulgaren sich in Orientwürmich unter allen

Umständen versagen mußte. Hof, Regierung, Armee: andere Faktoren dünkten ihn für seine Rechnung nicht wichtig. Daß Diplomatenberichte nicht viel über Wirthschaft und Stimmung der Völker brachten, fand er nicht tadelnswerth. Wird anderwärts etwa fleißiger gearbeitet? Gewiß nicht; nur da und dort, wo die wirthschaftlich Kräftigsten den Lshin entthront und sich die Prokura verschafft haben, vielleicht praktischer und nach modernerer Methode.

Solche Rede hätte Holstein höchstens von Einem hingenommen, den er „übern Durchschnitt“ schätzte; und wäre auch vor Dessen Wort ungeduldig geworden („kribbelig“, sagte er, dessen Sprache manchmal an Fontane erinnerte). Dann senkte sich das sonst aufwärts spärende Haupt und die Finger trommelten auf die Stuhllehne, krallten sich in den Handteller oder flatterten auf und nieder, wie in hastigem Wechselspiel der Streck- und Beugemuskeln. Und dann, wenn der Andere geendet hatte, kam wohl leise: „Sie mögen Recht haben; aber mir hülf es nicht mehr, wenn ichs anders sehen lernte.“ Eigenfinnig war er; nicht eitel. Erpicht, seinen Willen durchzusetzen; niemals, bekannt werden zu lassen, daß er den Entschluß erwirkt habe. Darauf zu verzichten, hatte das lange Beamtenleben ihn gewöhnt. In seiner Stellung war er nur möglich, wenn er den Chefs allen Ruhm ließ. Ob ers immer leicht getragen hat? In den letzten drei Lustren gewiß: da wußten die Zünftigen doch, deutsche und fremde, wer die Sachen mache. Vorher? Bismarcks Gehilfen mußten sich mit dem Ruf brauchbarer Handlanger bescheiden. Daß Dem im Wesentlichen Einer helfen könne, wollte selbst die Junftwelt nicht glauben. Dem giebt's der Herr im Schlaf. Holstein hat ihn fanatisch bewundert; von der ersten Stunde an. Als Bismarck, nach der babelsberger Audienz, am zwei- undzwanzigsten September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, meinte noch Schloezer (später der Treuste der Treuen), die Führer der Landtagsopposition, die Vincke, Twisten, Sybel und Genossen, würden ihn klein kriegen. „Otto ist kein Charakter. Und Otto lügt zu gern.“ Holstein glaubte an Bismarcks Stern. Bis in die letzte Stunde? In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre fand er ihn matter, seine Politik nicht einfach, seine Taktik nicht stetig genug und witterte in der mißtrauischen Abneigung von Oesterreich eine Gefahr. Der cauchemar des coalitions, der dem Kanzler die Nächte verdarb, quälte den Geheimen Rath nicht. Und die russische Rückversicherung schien ihm fast ein Verrath an dem Geist des austro-deutschen Bündnisses. „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten; und wenns herauskommt, sind wir als falsche Kette blamirt.“ Stets im Schatten des Riesen sich ducken: leicht ist's nicht für einen Mann von stolzem Selbstständigkeitsdrang. Der möchte

manchmal doch sein eigenes Denken und Wollen Ereigniß werden sehen. Hundertmal aber hat Holstein emphatisch behauptet, er habe nie Bismarcks Rücktritt gewünscht noch je gar zum Sturz des Titanen mitgewirkt. Als er merkte, wie ringsum Minen gelegt wurden, beschwor er Herbert, den Vater schnell nach Berlin zu rufen; sonst sei die Explosion unvermeidlich. Doch der Fürst kam zu spät aus dem Sachsenwald auf den Kampfplatz. Als der Kaiser über die „Lektionen“ klagte, die der Alte ihm vor Zuhörern aufzwingt, schrieb Holstein im Krankenbett mit Bleistifteinen langen Brief an Herbert. S. D. möge S. M. Alles, was er für nöthig halte, schonungslos sagen; aber unter vier Augen; vor den Ministern vertrage es der Kaiser, bei seinem Temperament, nun einmal nicht. (In dem Kronrath, der sich mit dem Ausstande der westfälischen Bergarbeiter beschäftigte, hatte Bismarck sehr schroff gesprochen.) Ob dieser Brief dem Kanzler vorgelegt worden ist, hat der Absender nie erfahren. Herbert sprach nicht darüber; und für jeden neuen Schwichtungsversuch war's bald zu spät. Bismarck ging, Caprivi kam und Herbert wollte nicht bleiben. Trotz Holsteins drängendem Rath. „S. M. wird Sie wie ein rohes Ei behandeln. Schon um Ihren Vater nicht noch mehr zu reizen. Der wird Ihnen natürlich jede Frage beantworten; und am Ende kommt er wieder zurück. Ihre Stellung kann also nur besser werden. Sie werden hier wie ein Statthalter regiren.“ Vergebens. Der Vater hatte, als Wilhelm ihn bat, Herbert zureden, mit Octavios Wort erwidert: „Mein Sohn ist mündig.“ (Der Gedanke, den Ältesten als Geißel in Berlin zu lassen und dadurch zu ängstlicher Rücksicht gezwungen zu sein, lächelte ihm wohl nicht.) Der Sohn sprach: „Ich stehe und falle mit meinem Vater.“ Und schied auch von Holstein in offener Feindschaft. Der hatte Caprivi bestimmt, im Schloß gegen die Verlängerung des russischen Affekuranzvertrages zu sprechen. (Schuwalow drängte: also durfte man nicht zaudern.) Der Kaiser ist rasch gewonnen. Nun sollen noch die Sachverständigen des auswärtigen Amtes gehört werden. Wo ist der Vertrag? Holstein hat, weil er als Gegner des Planes bekannt war, nicht mitgearbeitet und giebt die Frage an den Kanzleidirektor weiter. Der bringt dem Kanzler das Dokument. Die Häuptlinge der Politischen Abtheilung werden zusammengerufen, aufgefordert, ihr Votum schriftlich zu geben: und Alle (auch General von Schweinitz, der Botschafter) sind für die Ablehnung des Russenantrages. Als der Staatssekretär Graf Bismarck ins Amt kommt, ist die Sache erledigt. Johannens heftiger Sohn macht Herrn von Holstein (der auf Herberts Wunsch das dem Staatssekretär nächste Zimmer bezogen hat) eine Szene. „Sie konnten diese Dummheit doch verhindern. Aber Sie scheinen mich ein Bißchen früh für einen toten Mann zu halten.“ Der Ge-

heimrath antwortet, er habe nicht die Macht, dem Kanzler die Ausführung seiner Absichten zu wehren. (Als er dem kühleren Bill den Auftritt schildert, meint Der gleichmüthig: „Ob der alte Esel den Vertrag zwei Tage früher oder später sah, ist doch ganz egal.“ Holstein läßt sich seitdem den Glauben nicht ausreden, Herbert sei nur deshalb so wüthend geworden, weil er, auf Befehl des Vaters, die letzten Tage seines Amtslebens zur Erneuerung des Vertrages benutzen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow nichts mehr abzuhandeln war.) Keine Brücke führt über die Kluft. Herbert, der dem Älteren eng befreundet gewesen war, beschränkt sich fortan auf kühlen Gruß, diskutiert die Frage seines Bleibens nicht mehr und geht ohne Abschied von Holstein. Der im Hause Bismarcks nun als Verräther und Erzfeind verschrien wird.

War ers wirklich? Er hob die Schultern, sah blicklos über die Brille weg und sagte, wenns einmal nöthig werde, könne er durch einen hohen Haufen intimer Briefe beweisen, was ihn der Familie und der Person des Kanzlers allmählich entfremdet und wie er in den Wochen der Krisis gehandelt habe. So lange ers vermeiden könne, wolle er diesen „weltgeschichtlichen Staub“ nicht aufwühlen. Daß er im März 1890 nicht aus dem Amt schied, kann ihm kein Gerechter verargen; hat auch Bismarck ihm nie zugemuthet. Blieb nicht Schlozzer, nicht selbst Wilhelm Bismarck im Dienst? Ein Mann, der die Arbeit liebt und noch nützen zu können hofft. Ein Preuße, der sich dem König bis zur letzten Fleischfaser angelobt hat. Und wars denn nicht gut, wenn wenigstens Einer blieb, der das Geschäft bis in den hintersten Winkel kannte? Der nur der *res publica* nach bester Kraft dienen wollte und für sich nichts mehr erstrebte? Holstein fühlte die Gefahr; fühlte, daß man ihm den Wunsch nachsagen werde, über den Rückenleib des Gestürzten hinweg auf die Höhe zu klettern: und erklärte drum, daß er ein höheres Amt nicht annehmen werde. Dieser Verzicht, wähnte er, müsse Allen genügen. Für sich wollte er ja nichts; entzog sich sogar der nahen Möglichkeit, in den Kreis des Kaisers zu kommen (weil er die Psyche des „Vorgesetzten“ kannte und sofort merkte, daß solcher Verkehr dem Staatssekretär Marshall nicht behagen würde). Wahn. Daß der Geheime Rath nicht nach Titeln und Würden lüstern sei, wußte Jeder. War er nun aber nicht am Ziel seines Sehnsens? Vor ihm Dilettanten ohne Kenntniß und Erfahrung. Neben ihm nur Paul Hasfeldt (der Freund) und Radowski (der Feind) als Träger der Tradition. Endlich die Gelegenheit, *de donner sa mesure*; endlich, zu zeigen, was er aus Eigenem vermag. „So hat ers seit Jahren gewollt; konnte es aber erst haben, wenn die beiden Bismarck tot oder geächtet waren.“ Zubeistimmung des herrnlosen Zauberlehrlings:

Hat der alte Hegenmeister
 Sich doch einmal weggegeben!
 Und nun sollen seine Geister
 Auch nach meinem Willen leben.
 Seine Wort' und Werke
 Merk' ich und den Brauch
 Und mit Geistesstärke
 Thu' ich Wunder auch.

Der alte Meister ist nicht heimgekehrt; ob die Noth auch noch größer ward als im Vogenschwalm der Besendespotie. Und dem Meisterspieler ist kein Wunder gelungen. Weil er eben nur ein Lehrling war und zwar Worte und Brauch merken, den Genius aber, der die Geister befreit und bändigt, nicht herbeizwingen konnte? Oder weil er auch nach des Meisters Weggang in der Küche nicht nach seinem Willen schalten durfte? So sah er's; sollten Alle es sehen.

„Für Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigen Politik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, keiner Widerlegung. Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Antheil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügeretelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle sah ich mich vor einer vollendeten oder doch eingeleiteten Thatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung. Ich spreche hiermit keine Ansicht aus, sondern konstative nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschen Politik die Richtung zu weisen.“ Das schrieb er mir vor drei Jahren; und hatte die Beispiele klug gewählt. Der an den Präsidenten Krüger gerichteten Depesche hätte er freilich nie zugestimmt. In dem Jameson Raid keinen Grund zu so jähem Kurswechsel gefunden. Sechs Monate vorher hat, an Bord des englischen Flaggschiffes „Royal Sovereign“, Wilhelm im Rock des Britenadmirals gesagt: „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizierte, an Bord des ‚Dreadnought‘ stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigen Königin von England. Ich möchte meinen Gefühlen und den Gefühlen meiner Offiziere Ausdruck verleihen . . . und trinke auf das Wohl der britischen Flotte, ihrer Admirale und Offiziere.“ Am dritten Januar 1906 kommt er, den die steife Haltung Salisbury's verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzler-

haus und fordert, daß für die von der Uebermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Der rathlose Onkel Othlodwig ruft den Staatssekretär (der als Redner das Reich ja schon im burtischen Südafrika engagirt hat). Herr von Marshall ruft den Kolonialdirektor Paul Kayser, der den nach langem Hin und Her vereinbarten Wortlaut der Depesche redigiren soll. Der zu solcher Arbeit Berufene wäre Holstein gewesen; der beste Stilist. Der wäre am Ende aber explodirt; Spornstreichs, statt sich zu fügen, aus dem Amt gelaufen. Hebt, da er's hört, in hellem Zorn die Hände gen Himmel. „Ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren': Das heißt doch deutlich, daß wir gegen England zu haben wären! Wie konnten Sie diesen Satz durchlassen?' Der Staatssekretär: „Sie würdend begreifen, wenn Sie wüßten, was geplant war und was wir mit dem Kompromiß verhindern mußten.“ Als der Britenleu aufbrüllte, sprach Holstein: Da habt Ihr's nun. Mit seinem Willen wäre auch die Bagdadbahn („der trockene Weg nach Indien“) nie als politische Angelegenheit, als Reichsgeschäft behandelt worden. Und er wußte nicht, daß Graf Bülow (der seine Reden über internationale Politik mit ihm zu entwerfen und in den Grundlinien festzulegen pflegte) im Reichstag einen Passus einfügen werde, der England und insbesondere dessen Kolonialminister verstimmen mußte. Alles richtig. Daß die „allemaal entscheidende Instanz“ nicht in der Wilhelmstraße zu suchen war, brauchte die Selbstvertheidigung nicht zu erweisen. Dort aber wies Holstein die Richtung. Das hat kein deutscher, kein fremder Diplomat je bezweifelt. Die Herren Chefs verstanden von dem Geschäft nicht viel und waren auf Den angewiesen, der, rompu au métier, des Handelns Folgen errechnen konnte. Daß er seinen Willen nicht durchzusetzen vermöge, hat, noch unter dem alten Herrn, selbst Bismarck, der doch für allmächtig galt, oft bestöhnt. Die Kausalität ist in politischen Dingen fast immer schwer zu erkennen. Die Politik, sagt Lagarde, „webt sich langsam und aus sehr verschiedenen Fäden. Kein Bericht wird je darüber sprechen, ob ein Minister mit so oder so viel Mühe eine störrige Mähre von Fürsten zurechtgeritten hat, bevor er sie aus der Reitbahn auf die Straße ließ, ob ein Fürst gern so und so viele Nachkommen der Makkabäer in seiner Nähe duldet, warum der und jener Vertrag abgeschlossen wurde.“ Wer will gar die Grenzen des Gebietes ermessen, auf dem ein mit greifbarer Verantwortung nicht Behürdeter für den Gang der Ereignisse, für Geschehen und Unterlassen vor der Geschichte verantwortlich zu machen wäre?

Holstein hat oft geirrt; besonders schlimm, als er, in der Schicksalsstunde, da für eine Weile wenigstens der Schein der Kontinuität gewahrt werden mußte, zu brüsker Abkehr von Rußland rieth. Ost aber sind ihm Fehler zugeschrieben worden, die keine waren oder die nicht in sein Schuldbuch gehör-

ten. Daß er 1899 und 1901 vor stinker Annahme der Bündnisvorschläge Chamberlains, später vor den offziösen Angeboten der Hansen und Beholdt warnte, war vernünftig. „Wer mit dem Teufel aus einer Schüssel essen will, muß einen langen Löffel haben“: von diesem Gedanken ging Chamberlain aus, als er in Leicester den Dreibund empfahl, der Deutschland und „die beiden großen Zweige des Angelsachsenstammes“ umfassen sollte. Der devil war ihm der Gossudar aller Reussen. Gegen das Zarenreich und die Französische Republik, wo während des Burenkrieges die Wuth der bretonischen Wölfe mit lautem Gebell erwacht war und die alte Königin täglich wie eine Bettel gescholten wurde, sollte Deutschland die Waffe liefern. Die Bereitschaft schon hätte Britaniens strategische Stellung gebessert und die Möglichkeit profitabler Verhandlung mit Petersburg und Paris geboten. Das war der Hauptzweck des Planes; dessen Erfinder auf Wilhelms Wunsch baute, nach dem proburischen Telegramm die Britenliebe im Sturm zurückzuerobern. Für ein haltbares Bündniß mit der Leistung entsprechender Gegenleistung wäte weder Eduard noch Salisbury, der, wenn sich um einen großen Gegenstand handelte, hinter der Greisenfassade noch recht lebhaft werden konnte, zu haben gewesen; auch in beiden Häusern des Parlaments kaum eine Mehrheit. Daß Holstein nicht in die Falle tappte, nicht damals schon den Bären dem Walfisch zutrieb, mühten Deutsche ihm danken. Nicht minder, daß er pariser Guirlanden zurückwies, seit Delcassé seinem (nicht aufdringlichen) Werben in Ostafien so unhöflich ausgewichen war. Und Marokko? Ist das Urtheil gerecht, das ihn, in diesem traurigen Handel nur ihn, als Rädelshführer verdammt?

Wir konnten uns 1899 mit England (vielleicht) gegen Frankreich, 1901 mit Frankreich und Spanien sicher England über Marokko verständigen. Daß beide Offerten abgelehnt wurden, war klug. Die deutsche Interessensphäre durfte nicht dicht ans Mittelmeer grenzen; und das Scherisenreich mußte als Zankapfel zwischen den Westmächten liegen bleiben. Unser hastiger Blottenbau und die ungestümen Versuche, den Islam zu gewinnen, wecken in London neues Mißtrauen. Eduard und Lansdowne, Delcassé und Cambon trachten, die Erinnerung an Fashoda und den Burenlärm aus dem Gedächtniß zu tilgen. Die Frucht dieses Mühens, das franko-britische Kolonialabkommen vom achten April 1904, wird in Berlin ohne Aerger betrachtet. Der glimmt erst auf, als im Reichstag dem Kanzler lässige Schwachheit und Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen wird. Als Der auf Urlaub geht, schärft er, mit einem Fuß schon im Wagen, dem Begleiter noch ein: „Achten Sie mir, bitte, besonders auf Marokko. Daß, lieber Holstein, ist mir jetzt die Hauptsache.“ Setzt; im Venz hat er den Hofgeneralen widersprochen, die dem Kaiser eine

Landung an der Berberküste empfahlen. Nur von der spanischen Seite her ist der Aprilvertrag nun noch zu durchlöchern. Doch England ist in Madrid zu stark (oder Radomiz, wie Holstein behauptet, zu schwach): am dritten Oktober unterzeichnen Delcassé und Del Muni das arrangement franco-espagnol. Nichts mehr zu machen? Holstein will noch immernicht glauben, daß England das Westsultanat, das ihm seit Nelsons Tagen stets so wichtig schien, im Ernst aufgegeben habe; lieber, daß Frankreich dupirt, um den Preis des Verzichtes auf Egypten geprellt werden solle. Aber für die Ausführung der neu auftauchenden Pläne und Plänchen ist er eben so wenig verantwortlich wie für die Initiative. „Bis Ende Februar 1906, wo meine Marokko-Thätigkeit aufhörte, trugen alle wichtigeren unter den von mir veranlaßten Direktiven nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers, sondern waren vorher auch meistens eingehend mit ihm erörtert worden. . . Dieser Sachverhalt berechtigt mich, die Behauptung, daß ich in irgendeiner Phase der Marokkofrage andere als die vom Reichskanzler bezeichneten Ziele verfolgt oder andere als die von ihm genehmigten Mittel angewandt habe, für freie Erfindung, für gänzlich unwahr zu erklären“. Das hat er am neunzehnten Oktober 1907 in der „Zukunft“ gesagt. Er war für die Landung in Tanger, nicht für die Rede (und hatte einen Nervenschoc, als er las, was Wilhelm gesagt habe). War gegen den Verständigungsvorschlag, den Rouvier in Karlsruhe und in Berlin durch Privatpersonen machen ließ. „Weil wir den Kaiser doch nicht desavouieren, ein paar Wochen nach der Rede, in der er erklärte, nur mit dem souverainen Sultan verhandeln zu wollen, nicht mit Frankreich verhandeln konnten.“ War für die Konferenz, weil in seinem Hirn die Ueberzeugung lebte, daß wir mit tapferer Politik den Britenconcern zu besiegen vermochten. Gab das Dezernat ab, als auf solche Politik nicht mehr zu hoffen war. Und taumelte dennoch, wie ein Schwerverwundeter, als am zwölften März 1906 der Rückzug befohlen wurde. Das Alles ward hier oft erörtert, oft beaufzt. Nachher hat er mit dem Kanzler nie wieder über Marokko gesprochen. Die Behauptung, er habe in der Zeit der Casablanca-Krise geheßt und den Abschluß des Vertrages bekämpft, ist als unwahr erweislich. Einen Vertrag, den sein Freund Kiderlen entwarf und (in Gemeinschaft mit Herrn Jules Cambon) ausarbeitete, hätte er niemals bekämpft. War aber auch aus sachlichen Gründen für die Einigung: dieser Acker verhiess ja kein armes Halmchen mehr. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben; von der Algeirasakte bis zum Schiedspruch im Haag: eine schwarze Serie. Ich kann den Mann nicht tadeln, der dem Deutschen Reich die Kraft zutraute, sich allein durchs Dickicht zu schlagen.

(Marokko: dieses Kapitel hat er selbst geschrieben; nicht nur dieses. Der

Historiker darf von dem Nachlaß, dem gespeicherten Brieffchatz Holsteins Manches erwarten. Familie Bismarck, Paul Hafffeldt, Abeken, Schloeger, Bucher, Hohenlohe, Waldersee, Eulenburg, Bülow, Mühlberg, Monts, Marschall, Stumm, Lattenbach: keine schlechten Korrespondenten. Und wenn die von Holstein geschriebenen Briefe gesammelt würden, wärs für den Politiker und für den Psychologen eine Fundgrube von selten erschautem Umfang; auch für den Stilgourmet, der nur Wortkunst schlürfen will. Denn dieser Geheimrath hatte von Bismarck Schreiben gelernt; klar, kraftvoll und höllisch persönlich.)

Er hoffte wohl, in den Seelen sterben zu können; und auch ihn hat, wie Bismarck, diese Hoffnung getrogen. Unter Bernhard Bülow konnte er sich ja ganz sicher wähnen. Den hatte der Vater („die Heilige Kraft“: so hieß der pomphöse behende Staatssekretär im Amt) ihm ans Herz gelegt. „Nehmen Sie sich meines Jungen ein Bißchen an, wenn ich tot bin!“ Und der alternde Fritz war der Vermächtnispflicht treu geblieben. Bernhard konnte nicht klagen. Bukarest-Rom: ein hübscher Sprung für Einen, den, da er in seinen amtlichen Berichten verwerthete, was rumänische Globetrotter brühwarm aus Paris gebracht hatten, der boshafte Graf Münster einen „flüchtigen Beobachter an der unteren Donau“ nannte. Nach Berlin hat ihn Philii gebracht, nicht Holstein. Der sagte: „Wenn Sie mal Kanzler werden wollen, bleiben Sie lieber weg; als Staatssekretär des Auswärtigen hat noch Keiner Seide gesponnen.“ Doch Philii's Sinn war nicht zu erweichen, der italienische Koch entschloß sich nach einigem Zaudern, der Herrschaft „ins Elend“ zu folgen; und der neue Staatssekretär hatte bald die dankbarste Rolle (und den besten Einbläser) im Reich. Als er Kanzler wurde, bot er Herrn von Holstein das Staatssekretariat an. Nein. Zu geringe Kenntniß handelspolitischer Geschäfte und zu wenig Vertrauen in die rhetorische Schlagfertigkeit. Nein; trotzdem der Kanzler ihm die ganze Last der Repräsentation abnehmen wollte. Bis zu der derb motivirten Trennung von Philipp Eulenburg (dessen wiener Botschafterpolitik Holstein zuerst „phantastisch“, dann, größer, „operettenhaft“ nannte) ging Alles glatt. Seitdem wurde dem Kaiser ins Ohr geraunt, der Alte, der dem Wink der Majestät stets ausgewichen war, sei ein weltfremder Dickhädel und staubig versteinertester Bureaukrat. Obendrein noch ein fanatischer Feind Frankreichs. (Die dümmste von allen Mären. Holstein hat französische Kultur, Literatur und Verkehrsform beinahe leidenschaftlich geliebt und ist mit den Staatsmännern der Republik, von Thiers und Gambetta bis auf Courcel und Hanotaux, auch in schwierigen Momenten gut ausgekommen.) Jedenfalls ein unbequemer Passagier. Den man am Liebsten, um den Gesprächsstoff zu entgiften, Herrn Delcassé nachschickte. Aber Bülow hat diese Entlassung schon dem Fürsten

Herbert Bismarck geweigert, an dessen freundlicher Meinung ihm damals doch lag. Abwarten. Dieser Reizbare schafft sich selbst die Gelegenheit. Richtig. Im Herbst 1905 findet er, das Preßbureau lasse ihn schmählich im Stich; lancire schon lange nichts Wirkfames über Marokko. Der Leiter, Geheimrath Hammann, wird gestellt und erwidert ruhig, die Oeffentliche Meinung scheine ihm für diese Sache noch nicht reif und vorsichtige Zurückhaltung deshalb nöthig. „Blausen!“ Der weiße Hitzkopf schmettert ein Abschiedsgesuch (das dritte) in die Reichskanzlei. Unmöglicher Zustand. Er habe zwar nicht den Titel, durch Lebensalter und Erfahrung aber das Ansehen eines Direktors der Politischen Abtheilung erworben und sei mit den Kollegen bisher immer fertig geworden. (Aber fragt mich nur nicht, wie, wisperten die Heinzelmännlein des Hauses.) Wenn ein aus dem Zeitungsdienst übernommener Herr nun auf einem Separatfeuer kochen und sich ihm nicht fügen wolle, lehre das Chaos wieder. Er oder ich. Entweder wird das Preßbureau, als ein Theil der Politischen Abtheilung, mir unterstellt oder ich bin hier überflüssig. Der Kanzler kennt seinen alten Gönner. Immer gleich die Flamme aus dem Dachstuhl. Wozu sich die Weihnacht verderben? Unterm Baum findet Holstein einen Remedur verheißenden Brief. Und acht Tage danach ist die Verfügung „raus“, die Seiner Excellenz die ganze Politische Abtheilung unterstellt; also auch das Preßbureau. Der störrige Hammann muß sich bei ihm melden. „Das hat er mir nicht vergessen; mich seitdem gehaßt und seine Leute immer wieder gegen mich losgelassen.“ Wirklich? Der Preßdezerent war wohl selbst ein kleiner Holstein geworden; kümmerte sich so ziemlich um Alles, nicht etwa nur um die Zeitungsschreiber, und hatte viel mehr Macht, als sein Titel verrieth. Auch seinen Kopf für sich. Als Bönhase der Kunst verdächtig; aber des Chefs rechte Hand (die, versteht sich, nicht wissen darf, was die linke thut). Die beiden Geheimen mußten eines Tages zusammenstoßen. Der Alte sagte dem Jüngeren nach, er sei nur ein Polizistentalent ohne Ahnung vom politischen Geschäft; der Jüngere dem Alten, er treibe den Kanzler in Konflikte, die nur ein Riese durchsetzen könne, und klage nach dem ersten Hagelschauer oder Kanonenschuß dann über die ungeheuerlichen Angriffe, denen er schuldlos ausgesetzt sei. Einstweilen hat Holstein gefiegt. Schlacht oder Scharmüzel? Hinter der Front lauert ein stärkerer Feind. Wo ist die schöne Zeit, da Troubadour, Austerfreund, Späße in Eintracht wandelten? Herr von Riederlen wegen allzu kräftiger Wize von Philipp dem Guten oben denunzirt und in Ungnade aus dem engsten Circle verbannt. Holstein der Schwarze Mann des Hofes. Nur der Troubadour schlägt noch die Laute. Seine wiener Berichte waren so ins Abenteuerliche ausgeschweift, daß auch der Kaiser sie in sarkastischen

Randbemerkungen verspottete und nicht nur Privatgründe das Scheiden aus der Karriere erzwangen. Aber auch im Ruhestand ist der Fürst zu Sulenburg und Hertefeld nicht müßig; noch gar ohnmächtig. Graf Uniko Groeben, Napoléons Erster Sekretär, hat ihm aus Paris geschrieben, so lange Holstein mitwirke, sei an Frieden nicht zu denken; bei dem Namen schwellte dem Gallierhahn vor Buth der Kamm. Das bestätigen, mit sorgenvoller Miene, die Herren Albert Honorius von Monaco und Raymond Lecomte. Einer, der so innig den Frieden herbeisehnt wie der Liebenberger, darfs nicht verschweigen. Das Abschiedsgesuch des Wirklichen Geheimen ist ja noch nicht erledigt. Er selbst bittet Bülow, es liegen zu lassen, bis entschieden sei, wer Nichtthofens Nachfolger werde. Herr von Tschirschky kommt. Der hat den kingmaker der deutschen Diplomatie vorher zwar mit äußerster Devotion behandelt und ihm nach Delcassés Fall in Worten andächtiger Bewunderung zu den Erfolgen seiner Marokkopolitik gratulirt. Weiß jetzt aber, was die Glocke geschlagen hat. Jeder soll ein Vorgesehener. „Das erträgt Holstein nicht.“ Die Rechnung stimmte. Caprioli und Marschall, Hohenlohe und Bülow: er hatte sie alle klein gesehen und sah sie dann groß. Gestern noch überlegen, fast ein umschmeichelter Lord-Protector; heute Gehilfe, der versuchen muß, den Chef allmählich zu überzeugen. Sechzehn Jahre lang hat ers getragen; noch der Höchste, dachte er, hat einen Allerhöchsten über sich und muß thun, als sei er der Handlanger eines erhabenen Herrn. Die vom Handwerk wissen doch, wie und von wem es gemacht wird. Tschirschky als Erzieher zu demüthiger Unterordnung: Das trug er nicht. Auch ein Sanfterer hätte nicht auf den Wink dieser in Hamburg und Luxemburg gebildeten Staatsmännlichkeit apportirt. Am zweiten April schreibt er an den Kanzler: „Das Auswärtige Amt ist für Herrn von Tschirschky und mich zu eng.“ Bitte um Genehmigung des Abschiedsgesuches aus der Weihnachtswache. Langes intimes Gespräch mit dem Fürsten Bülow, der drängend rath, auszuharren. Am nächsten Tag aber einen Brief bekommt, in dem Holstein ihm mittheilt, daß er ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt geschickt habe; „weil es für meine Würde und Ihre Ruhe das Beste ist, ein Ende zu machen“. Noch einmal versucht der Kanzler, das Gesuch aufzuhalten; läßt das Original vom Geheimrath Scheefer einschließen und dem neuen Herrn drüben sagen, daß ers persönlich erledigen werde. Erst als er rückelnd im Bett liegt, wird es vorgefucht; und in der Osterwoche dem Wirklichen Geheimen Rath Baron von Holstein der erbetene Abschied in Gnaden bewilligt.

Von zehn Diplomaten schwören mindestens acht darauf, daß Bülow froh war, den unbequemen Mahner los zu sein. Der kränkliche Tschirschky, sagen sie, hätte um keinen Preis gewagt, vom ersten Tag seiner neuen Herr-

lichkeit an wider den erkennbaren Willen des Kanzlers zu handeln. Der Fürst hat betheuert, daß er Holstein halten wollte. Der hat ihm geglaubt und für seinen Sturz die Trias Gulenburg-Hammann-Tschirskly verantwortlich gemacht. Der Liebenberger gab, als er ihn stellen ließ, sein großes Ehrenwort. „Nie! Wie ist es nur möglich, mir Solches zuzutrauen!“ Ein Pistolenduell? Das fehlte gerade noch. Trotz dem Grauen Staar konnte der Rabbiate ja treffen. Lieber mehrte der Sänger und Held seine Injurienammlung durch einen Brief, in dem Holstein ihn einen „erbärmlichen Menschen“ nannte.

... Am achten Mai 1909 ist Holstein gestorben. Wenn er heute noch lebte, würde er mit Jünglingsbeifer (und, glaube ich, mit nie gekanntem Staunen) die leisen Versuche beobachten, zwischen Japan und der Türkei Gäden zu knüpfen und den Britenconcern durch die Verbündung zweier Asiatenmächte zu stärken, die Rußland auf beiden Flanken bedrohen. (Zu stärken? Shintoisten und Mohammedaner, die dem ersten Blick nichts gemeinsam zu haben scheinen als Christenhaß und allenfalls *sympathie de peau*, könnten eines Tages auch der „kleinen Insel“, deren Sonne Rosebery selbst von röthlichen Rebellen verhängt sieht, die Bedingungen eines Vertrages diktiren: denn gegen ihre vereinten Horden wäre Indien nicht lange zu halten. Ein Thema, dem die deutsche Staatsmannschaft nachdenken sollte.) Näher läge der Excellenz freilich eine andere Sorge. Nur jetzt kein brünstiges Trachten nach Ruffenzärtlichkeit! Solche Gefühle sind aus einer slavischen Demokratie für uns nicht zu holen. Will Nikolai Alexandrowitsch mit Wilhelm plaudern: gut. Wir sind höfliche Leute; haben aber nicht das Bedürfnis, uns an wankende Mauern zulehnen. Und wären so unklug wie in den dunkelsten Stunden der nachbidmärkischen Aera, wenn wir Franz Ferdinand und Mehrenthal kopfscheu machten. Wir haben kein Kinderspektakel hinter uns, sondern einen harten Kampf um das deutsche Ansehen. Soll das wieder schrumpfen, weil Nikolais Majestät lächelnd zu winken geruht und wir selig auf die eben noch umwölkte Höhe emporstarren? Wir haben optirt, wie wir mußten: für Oesterreich; was diesmal hieß: für das Germanenrecht auf Selbständigkeit und vernünftige Expansion. Das winzigste Getändel mit Dänen, die uns gestern einkreisen und lähmen wollten, kann uns den einzigen Bundesgenossen entfremden. Je länger wir lähl bleiben, desto größer wird in Ost und West die Gier nach Geschäftsabschlüssen mit dem Deutschen Reich. Also keine Aufbauschung des Schärenereignisses. Das gestern Erlebte kann sich morgen wiederholen. Noch ist in Südosteuropa das Drama nicht zu Ende gespielt. Nach der Pause kommen die Akte „Kreta“ und „Bulgarien“.

Holstein hat Deutschlands Sieg noch erlebt; nach langem Weh Deutschlands Befreiung als eine kaum noch erhoffte Freude empfunden. Hatte ers

nicht immer gesagt? Daß man kein Genie braucht, um mit vier Millionen Soldaten, den besten auf dem Erdrund, anständige und leidlich rentirende Politik zu machen, nur Muth und Nervenruhe? Genau so wäre es in Algerias gekommen, wenn wir, statt auf die Säufler zu hören, tapfer durchgehalten hätten. Wer konnte denn den Tanz mit uns wagen? England ohne Landheer und mit veraltetem Schiffsgechütz? Frankreich mit der Ulanenpanik von 1905? Rußland ohne Anleihe und mit der noch gährenden Duma? Auf Einschüchterung wars abgesehen; und der Bluff gelang nur, weil wir weich wurden. Vorbei. Die Scharte ist nun ja halb ausgeweht. Den Zweiflern bewiesen, was deutscher Wille, noch bei schlechtem Wetter, vermag. Und der Verabschiedete hatte dazu mitgewirkt. In dem harzer Dammhaus, in das er, weil nur für einen Logirgast drein Raum war, so gern einkehrte, schrieb er den langen Brief, der den Kanzler in feierlichem Ton mahnte, diesmal sich nicht von der Stange wegdrängen zu lassen und dem Kaiser, dem Preußenkönig rückhaltlos zu sagen, welcher Einsatz auch für ihn auf dem Spielbrett stehe. Er empfahl Herrn von Kiderlen, der sich nicht nur als Orientspezialisten bewährte. Entlarvte den eiligen Stümper Schwolskij auf allen Schleichwegen. Und hatte endlich wieder Arbeit, die dem Patrioten nicht zur Qual ward. Noch im Krankenbett, bei knapper, dem Magen wenig, dem Gaumen nichts bietender Kost, konfektirte und schrieb er eifrig. Der Leib welkte; der Geist schien verjüngt. Erst nach der Entlassung hatte er („weil ich im Amt nicht Zeit zu unnöthigem Aerger hatte“) Bismarcks Buch gelesen. Das half jetzt zu einem stillen Triumph. „Fast alles über Rußland, Oesterreich und den Balkan Gesagte ist überholt oder war schon damals falsch; und Unhereiner wird wie ein Schuljunge heruntergeputzt, weil er daneben gehauen hat? Daß es nicht unter allen Umständen dumm ist, mit Oesterreich gegen Rußland zu gehen, sieht heute doch ein Kind. Und was habe ich wegen dieser Ueberzeugung auszustehen gehabt!“ Ein Jammer, daß er just in diesem Lenz die Knochen nicht rühren konnte. Doch die Erinnerung an alte Fehler, wirkliche oder zugeschriebene, durfte schweigen.

Auch im Herzen des Königs. Der aber rief dem toten Diener kein Wort ins Grab nach; schmückte den Sarg des Royalisten nicht mit dem Kranz, den er jeder Duzendexcellenz spendet. (Warum? Davon wird zu reden sein, wenn der Blick sich vom Amtsbezirk auf Holsteins außerdienstlichen Wandel und auf die Tragik seines Erlebens wendet.) Doch in diesem Brettergehäus ruhte Einer, der in schwerem Siechthum erst so recht glücklich geworden, erst vom letzten Bett aus an das Ziel des Jugendsehnsens gelangt war: im Feuer zu führen und dem Auge, der schnüffelnden Spähsucht doch unerreikbaar zu bleiben.

Kunst fürs Volk.

Über anonyme Briefe und Karten bin ich gar nicht böse; die Wuth, die aus ihnen spricht, macht mir Spaß und sie haben den Vorzug, daß man sie nicht beantworten kann, also auch nicht zu beantworten braucht. Keulich haben meine Aufsätze in der „unmoralischen Zukunft“ einen wackeren Deutsch-amerikaner erzüht (warum liest er die „Zukunft“, wenn er sie als unmoralisch haßt?), der mich für ein Prachtexemplar von Bornirtheit erklärt, weil ich mir einbildete, alle Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Ach nein, Das thue ich nicht. Wenn wir unsere Vagen tauschen könnten (ich weiß nicht, was der Herr ist, aber das Tauschen übers Wasser ist ja jetzt Mode), so würde er die Kobolde kennen lernen, die Unsererins bald zwingen, bald verlocken, über Thematata aus verschiedenen Gebieten zu schreiben. Schickt mir da, zum Beispiel, Otto Julius Bierbaum sein Uhdübchlein, doch wahrscheinlich in der Erwartung, daß ich Etwas darüber sagen werde. Als ob ich dazu Beruf hätte! Zwar der Umstand, daß die Abhandlungen der heutigen Kunstschriftsteller für mich Chinesisch oder, wie die Französinnen vor fünfzig Jahren sagten, Metaphysik sind, würde mich nicht geniren. Die der alten Kesthetiker, die ich in meiner Jugend zu lesen pflegte, habe ich ganz gut verstanden und den Grundsatz *l'art pour l'art* (wird daraus *l'art pour les millionnaires*, so nimmts der Maler nicht übel), lasse ich nicht gelten. Ich meine, schöne Bilder und gute Musik sind wie die Äpfel und Birnen und andere gute Gottesgaben für Alle da, die Freude daran haben, und in den modernen Kulturvölkern sind Das wohl alle nicht ganz dummen und ganz stumpfsinnigen Menschen. Im Mittelalter war die Kunst Volkskunst, denn es gab fast keine anderen Kunstwerke als die Kirchen und ihren Schmuck, deren vornehmster die *Biblia pauperum* war (Aehnliches gilt von der Kunst aller alten Heidenvölker); und heute ist sie es wieder, denn das Familienjournal und wohlfeile Photographien tragen Reproduktionen der Kunstwerke in jede Arbeiterstube. Freilich leider nur schwarze (der trotz allen Fortschritten noch spärliche und unvollkommene Buntdruck ist vorläufig nicht zu rechnen), die namentlich bei Landschaften nicht genügen. (Unterschriften wie „Morgenstimmung im März“ oder „Abendstimmung im November“ klingen lächerlich unter einem schwarzen Bild, weil es die Farbe ist, was die Tages- und Jahreszeiten erkennen läßt.) Warum also, wenn die Kunst für die Masse da ist, sollte nicht Jeder aus der Masse sagen dürfen, was ihm an den Bildern, die er zu sehen bekommt, gefällt oder mißfällt? Aber gesehen haben muß man sie natürlich, ehe man darüber spricht: und daran fehlt's bei mir. Die alten Meister habe ich ja in Museen kennen gelernt, wenn auch nicht studirt, aber seit mehr als zehn Jahren habe ich keine größere Kunstleistung neuerer Kunst mehr gesehen. Ich besuche nur alljährlich

einmal die kleine Ausstellung eines Breslauer Kunsthändlers. Da finde ich nun zwar jedesmal ein paar hübsche Sachen, aber das Beste, darin ist so, daß mir das Urtheil der Fliegenden Blätter und des Kaisers über die moderne Malerei zutreffend erscheinen würde, wenn diese Lokalausstellungen ein richtiges Miniaturbild der Gesamtproduktion wären, was sie hoffentlich nicht sind.

Winkelman und Lessing haben die Grenzen der schönen Künste zu eng gezogen; doch wirklich schöne Künste sollen sie bleiben, sollen das Gemüth erfreuen und das Dasein verschönen. Dazu ist nicht nöthig, daß sie uns lauter Engel und Götter vorführen, die auf die Dauer langweilig werden wie alles Eintönige. Der Künstler soll also hineingreifen, wie in die Natur, so ins bunte, volle Menschenleben. Aber nicht überall, wo man Beide packt, sind sie interessant und nicht alles Interessante ist erfreulich. Des Uninteressanten und des Unerfreulichen bedrängt uns genug in der Wirklichkeit; dem Künstler, der es uns da reproduziert, wo wir uns davon erholen wollen, sind wir nicht dankbar. Das Alltägliche und Gemeine, sogar das Häßliche verschmähen wir an sich noch nicht; wenn aus dem unschönen Gesicht eine schöne Seele, aus eine Gruppe gewöhnlicher Menschen ein Ereigniß von Bedeutung spricht, erklären wir uns für befriedigt. Und wenn zum Milieu, in das jenes Gesicht gehört oder in dem sich der Vorgang abspielt, fahles Erdreich oder Pfützen gehören oder wenn es eine armsüßige Wohnung, vielleicht gar ein Keller mit einem Strohbündel ist, so nehmen wir diesen unvermeidlichen Zubehör mit hin, eben so wie die Kleidung, die in solchen Fällen natürlich nicht aus Prachtgewändern bestehen kann. Für sich allein jedoch ist solcher Zubehör kein Gegenstand der Kunst. Arbeiterhosen und Düngerhaufen mögen so virtuos gemalt sein, daß sich Damen davor die Nasen zuhalten und die Haufen von Schweinen beschnüffelt werden; Objekte der schönen Kunst sind sie nicht. Es wäre der Gipfel der Dummheit, wenn ein Millionär, nur um mit dem Namen berühmter Meister und mit den bezahlten hohen Preisen zu prunken, seinen Speisesaal mit solchen Geschmacklosigkeiten verunzierte, statt ihn mit Festbildern à la Veronese zu schmücken. Bei modernen Landschaftsbildern frage ich mich oft, wo manche moderne Maler ihre Augen haben, daß sie schlechtthin Reizloses kopiren, statt in einer beliebigen Gegend unseres deutschen Gebirges oder eines Waldes, eines Parkes in der Ebene ein beliebiges Stück aus der Landschaft, die sie vor Augen haben, herauszuschneiden. Wollen sie sich die Mühe des Herausschneidens ersparen, so kann ihnen der Fensterrahmen einer Sommerlaube den Dienst erweisen. Manchmal mag die Sucht, etwas noch nie Dagewesenes zu schaffen, die Ursache der Geschmacklosigkeit sein. So sah ich in Breslau ein kleines Bild, das nichts enthielt als einen ganz unbedeutenden Mann, wie man sich ihn als Staffage gefallen läßt, von dem man jedoch nicht begreifen konnte, wie er zu der Ehre, für sich allein eingerahmt zu werden,

gekommen sei. Das Einzige, was die Wahl des Gegenstandes, freilich nur für Sonderlinge, rechtfertigen konnte, war der Umstand, daß er im Gesicht und auf dem Hock himmelblaue, rubinrothe und violette Flecke hatte, also wahrscheinlich bei der Aufnahme hinter einem mit eingesepten bunten Scheibchen versehenen Fenster gestanden hat. Jeder vernünftige Maler hätte doch sein Modell in eine geeignetere Beleuchtung postirt.

Gewiß will ich die Kunst nicht zu einem Mittel des Amusements erniedrigen; sie soll nicht nur erheitern, sondern auch erheben und ordeln, was sie natürlich als schlecht realistische (guten Realismus findet man sogar bei Raffael, in seinen Portraits) erst recht nicht kann. Und dieser Ansicht ist auch Bierbaum. „Wäre unsere Zeit wirklich künstlerisch, so würden unsere Kunstausstellungen nicht das Gepräge rastlosen Experimentirens zeigen, sondern Inseln der klaren Ruhe sein und jedes Bild lüde zur Andacht heute nicht weniger ein als in den Zeiten, da die Kunst der Andacht diente. Andacht aber ist Sammlung der Sinne und des Gemüthes auf Etwas, das sich über das gemeine Leben erhebt.“ Er führt einen Maler und einen Kunstgelehrten ein, die ihm Beide vordozirt haben. Der Maler lehrt in den Uffizien: diese alte Kunst ist wundervoll, aber sie ist tot; in dieser Weise weiter malen: Das wäre Zeichenschändung. Wirklich? Der Herr meint doch ohne Zweifel, der Glaube sei tot, aus dem diese Bilder entstanden sind und in dem sie andächtig betrachtet wurden. Das ist aber ein Irrthum; dieser Glaube lebt heute noch in Millionen Herzen, ist nicht Heuchelei, wie Die behaupten, die ihn nicht haben, also auch nicht verstehen, und darum ist es keine Zeichenschändung, wenn Maler heute Altarbilder liefern, sondern berechtigte Fortsetzung der alten Malweise. Freilich können die modernen Kirchenbilder keine ungeheure Wirkung haben, weil sie ja nur neue Exemplare einer in Tausenden von Exemplaren vorhandenen alten Gattung sind. Aber welche Gattung ist nicht alt? Darum gebe ich dem Kunstgelehrten Bierbaums Recht, der kurz dekretirt: Moderne Malerei giebt es nicht! Bierbaum findet die Behauptung zu radikal; sie ist jedoch nur etwas ungenau. Natürlich giebt es moderne Malerei; gerade heute wird ja genug gemalt. Aber es giebt keine moderne Malerei in dem Sinn, daß etwas Neues, in keiner früheren Periode Dagewesenes produziert würde, das man als modern von allem Alten deutlich unterscheiden könnte. Zu den biblischen Bildern des Mittelalters und der Renaissance und den Göttern, Portraits und Gesellschaftsbildern der Renaissance sind die französischen, italienischen und niederländischen Landschaften und die Werke der niederländischen Genre- und Thiermaler nebst denen der Architekturmaler gekommen und auf diese Kategorien bleiben wir beschränkt, wenn nicht etwa unsere Lustschiffer auf den Mars gelangen und dort eine neue Kategorie von Weisen entdecken. Was als neu gerühmt wird, sind Techniken, die der Laie,

also der Durchschnittsgenießer, nicht sieht und deren Beschreibung in Abhandlungen er nicht versteht, oder Wunderlichkeiten, wie die vorher erwähnten: der Muth, Dinge zu malen, die wir Laien in Uebereinstimmung mit den alten Meistern nicht für malenswerth halten. Wir sind einem Landschaftler schon dankbar, wenn er mit einigem Erfolg Bouvermann oder auch nur dem Grafen Ralkreuth nachahmt, verlangen nichts Besseres und halten es für unvernünftig, etwas Anderes zu verlangen, weil doch eben die Natur nichts Anderes bietet. Nur das Kulturleben bietet neue Stoffe: neue Bauarten, neue gesellige Veranstaltungen, neue Ereignisse. Das wird ja nun von den Photographen und den Kientops noch fleißiger benutzt als von den Malern; und wir sind dafür dankbar, mag dabei auch die Kunst in unkünstlerisches Kopiren der Wirklichkeit zur Unterhaltung und Belehrung übergehen. Bedanterie in dieser Beziehung wäre übel angebracht; es ist keine Sünde, sich Zeppelins Luftschiffe oder Wilow auf Rorderney oder Fräulein Desmond anzusehen, wenn auch Keins der Drei weder in natura noch in der Kopie auf Kunstwerth im ästhetischen Sinn Anspruch machen kann. Es giebt keine moderne Kunst, weil alle Möglichkeiten der Bildenden Künste erschöpft sind. Von der Skulptur gilt Das in noch höherem Grade, weil ihr Gebiet noch enger begrenzt ist als das der Malerei. Mit den Stiefeln, Hosen, Uniformen und Kragen in Erz und Marmor geräth man ins Reihener Porzellan und ins Panoptikum (die Schöpferin des Achilleions würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie ihre Pelervine in Budapest zu sehen verdammt würde) und aus dem eigentlichen Gegenstande der Plastik, dem nackten Menschenleib, haben die Alten und die Renaissancekünstler schon Alles herausgeholt, was an Schönheit drin steckt. Den Neueren bleibt nichts übrig als Anwendung des Alten in neuen Kombinationen für Ruhmes- und Grabdenkmäler und Fassadenschmuck. Um die Poesie im Allgemeinen stehts nicht viel und um die Lyrik im Besonderen gar nicht besser. Wenn man sich in der Jugend mit Goethe, Uhland und Geibel ausgeschwärmt hat, verzichtet man später auf alle Neueren, die Liebe und Triebe reimen oder Ungereimtes zusammenphantasiren. Und ich meine, wenn ein junger Mensch von heute mit irgendeinem neueren Lyriker anfängt und später erst einen der Großen liest, wird er Den eben so fad finden, wie ich die Neueren finde. Am begrenzten Stoff und an der begrenzten Empfindungsfähigkeit des Lesers liegt, nicht am Dichter. Wenn die neuen Romellisten genießbar bleiben, so haben sie Das der unerschöpflichen Stofffülle des modernen Lebens zu verdanken; künstlerische Auffassung und künstlerische Gestaltungskraft bleiben natürlich unumgängliche Voraussetzung; der rohe Stoff kann nur dem allerrohesten Geschmack genügen.

Nun hat Bierbaum allerdings Recht, wenn er Uhde den Ruhm zuspricht, etwas Neues geschaffen zu haben. Zufällig habe ich wenigstens eins

von den Bildern dieses Meisters im Original gesehen („Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“) und es hat mich tief ergriffen. Aber er hat damit keine neue Bahn eröffnet, auf der ganz allgemein zu einer neuen Kunst weitergeschritten werden könnte. Auch Bierbaum meint, Uhde habe Etwas gethan, „das nie vor ihm geschehen ist und kaum je wieder geschehen wird“. Was thut er? Er setzt statt eines Pestalozzi den Herrn Jesus in eine Kleinkinderschule („Lasset die Kindlein zu mir kommen“), er läßt statt eines wandernden Handwerksburschen den Herrn Jesus von einer armen Familie zum Mittagessen eingeladen werden, er bietet uns die Niederkunft einer beliebigen armen Frau als die Heilige Nacht dar. Das ist ein genialer Einfall, der tiefen Sinn und hohe Bedeutung hat, aber es bleibt eine Schöpfung *sui generis*; es kann nicht Norm einer Schule werden; es geht nicht an, nun überall, wo im gewöhnlichen Leben und bei schlichten Leuten unseres Volkes etwas Gutes, Großes, Schönes geschieht, den Herrn Jesus hineinzubringen; Nachahmung wäre Entweihung und geschmacklos. Bierbaum zeigt schöner, als ich es vermöchte, daß Uhdes Kunst deutsche Kunst ist (deren Unterschied von romanischer besteht bekanntlich darin, daß sie auch ohne sinnliche Formenschönheit Seelenschönheit auszudrücken vermag) und daß sie protestantische Kunst ist. Dieses in einem doppelten Sinn. Den einen, den goethischen, übergehe ich. Was den anderen betrifft, so gefällt mir nur das Wort nicht, obwohl es der beinahe vierhundertjährige Sprachgebrauch geheiligt hat. Protestantische Religion ist eine *contradictio in adjecto*, denn im Protestanten ist kein Mensch religiös. Religion ist die allerpositivste Position und Protestanten ist Negation. Gewiß muß der Lutheraner, der Calvinist protestiren, wenn Karl V. oder Ludwig XIV. seinem Glauben Gewalt anthun will, aber ganz das Selbe thut der Katholik einer Königin Elisabeth, einem Zaren Nikolaus; heutigen deutschen und französischen Kulturkämpfern gegenüber. Was Bierbaum meint, nenne ich evangelisches, innerliches Christenthum, gegenüber dem äußerlichen, historisch gewordenen; und jenes repräsentirt Vincenz von Paul so gut wie der Gründer des Waisenhauses zu Halle und der des Rauhen Hauses bei Hamburg, wenn auch allerdings die zweite Art Christenthum sich großartiger und prächtiger als irgendwo in der römischen Kirche entfaltet hat. Alle die Christusgestalten vor Uhde, schreibt Bierbaum, „erzählen und erheben den liegenden Heiland, auch wenn sie ihn in der ganzen Qual des Schmerzensmannes und als Leichnam darstellen. Eins ist Allen gemein: daß sie auf unsichtbarem Spruchbande jenen Wahlspruch Karls des Großen verkünden: ‚Christus vincit, Christus regnat, Christus triumphat.‘ Aus Uhdes Evangelienbildern vernehmen wir diesen Ruf nicht: Das haben die Klerikalen jederlei Schattirung sofort gespürt. Dieser Christus kommt nicht als herrschender König, sondern als abgesetzter. Hier schmettert keine Fanfare, jauchzt kein Lied der Zuversicht, schwärmt keine noch

in Wunden selige Liebe; hier wird ein melancholisches deutsches Märchen erzählt: das „Es war einmal“ eines großen Königs der Liebe, der vergeblich starb, obwohl man seinem Beinamen königliche Ehren erwies und aus seinem Kreuz ein Siegeszeichen machte.“ Wirklich abgesetzt? Wirklich vergeben? Wirklich nur ein Märchen? (Rein formell angesehen, sind Uhdes Christusbilder allerdings Märchenbilder). Zwei Seiten vorher hat Bierbaum geschrieben: „Zu wissen, daß ein solcher Mensch gelebt hat, zu wissen, daß das Leben und Wirken eines solchen Menschen, der keine Macht besaß außer der seines Gemüthes, umgestaltend auf die ganze Gefittung des Theils der Menschheit gewirkt hat, zu dem wir gehören: Das ist eine Gewißheit, die einen religiös angelegten Künstler mächtig ergreifen mag.“ Und wenn Uhde nun seinen Christus in eine heutige Kleinkinderschule setzt, bekennt er da nicht, daß es Christi Geist und Liebeskraft ist, die in Männern wie Vincenz von Paul, August Hermann Francke, Pestalozzi, Wichern fortwirkt? Und wie könnte Christus fortwirken, wenn ihn nicht die Kirche, so sehr sie ihn entstellt und gemißbraucht haben mag, doch lebendig erhalten hätte? Die innerliche evangelische (bei diesem Wort denke ich natürlich nicht an die königlich preussische evangelisch-lutherische Landeskirche) und die äußerliche weltgeschichtlich gewordene Kirche schließen einander nicht aus, sondern sie sind nur eine besondere Seite des polaren Gegenjages, auf dem alles irdische Leben beruht. Das Geistliche baut sich seinen Leib, ohne den es nicht wirksam werden kann, und der Leib verfällt durch Verkalkung dem Tode, wenn der Geist entweicht, statt in ihm bleibend immer wieder die Erstarrung, der er zustrebt, zu überwinden.

Daß das Christenthum sogar in Frankreich noch nicht tot ist, beweisen einzelne Eroberungen, die es dort immer noch macht. Allerdings ist die Bekehrung von berühmten Aestheten meist nur eine edlere Form des Niesenlappensjammers, dem die (oft noch recht jungen) Lebegriffe von Geist und Gemüth auf die Dauer nicht entgegen können, da wir Heutigen nun einmal die Heroen der Renaissancemenschen nicht mehr aufbringen; aber wenn ein solcher Mensch, statt zu verklumpen oder im Irrenhaus zu sterben, mit Hilfe des Glaubens sich den Frieden der Seele und frische Schaffenskraft erobert, so beweist Das doch eben die Lebenskraft der Religion; und im Fall von Hupsmans (den ich nur aus der bei Kirchheim erschienenen Biographie von Johannes Jörgensen kenne) auch die Lebenskraft der christlichen Kunst. Sein starkes Schönheitbedürfnis hat die Bekehrung angebahnt, die dann ein geschickter Beichtvater aus dem Aesthetischen ins Moralische überführte. Da Hupsmans ein durchaus subjektiver Dichter war, sind seine Romane autobiographische Dokumente, in denen sich die Stadien seiner Bekehrung verfolgen lassen. Anfangs ist er ganz Realist und Naturalist: Paris, wie es leidet und lebt, mit all seinem Wirrwarr, seinem Glanz, seinem Elend und all seinem Schmutz: Das ist das Schöne.

Eines Tages aber zerrinnt die Illusion. Ausgetretene Stiefel, abgetragene Hosen und die solchem Aeußeren entsprechenden moralischen Herrlichkeiten: daran ist wirklich nichts Schönes! Eines Abends geräth Hunzmanns in eine Ruage; die Musik ergreift ihn, besonders eine „blonde, schwächliche Knabenstimme“. (Ohne solche Abgeschmacktheiten thut's nun einmal ein „Moderner nicht). Nesthet bleibt er auch als Gläubiger. Er verherrlicht die christliche Architektur, singt begeistert das Lob Grünwalds und ärgert seine Brüder und Schwestern im Glauben durch eine durchaus nicht schmeichelhafte Schilderung des in jeder Beziehung grundsätzlichen Lourdes. Das Häßliche gilt ihm als Beleidigung Gottes und die Schönheit der katholischen Liturgie beweist ihm die Wahrheit des katholischen Glaubens. „Der Glaube, der eine solche musikalische Sicherheit geschaffen hat, kann nicht Irrthum sein.“ Ich halte den Gedanken, der hier angedeutet wird, für richtig, möchte ihn aber etwas deutlicher ausdrücken. Wenn gleich die ersten drei oder vier Takte eines Kirchenliedes, eines Kyrie, eines Luststückes von Beethoven (denn Beethovens Musik ist religiöse, heilige Musik) in eine Stimmung versetzen, in der etwas Gemeines, Häßliches, Niedriges zu denken oder zu empfinden unmöglich wäre, so erweist sich das Heilige, das sich in dieser Musik kundgiebt, als eine Realität, als eine im höchsten Grade wirksame und mächtige Realität. Diese reale Macht aber existirt nirgends als in der christlichen Welt. Auch die Musik der intellektuell, technisch, vielleicht sogar moralisch uns gleichstehenden Japaner ist nur eine jämmerliche Kagenmusik; und die Musik der alten Griechen kennen wir eben so wenig wie den Helden- und Schlachtgesang unserer germanischen Vorfahren, auf den wir daraus schließen können, daß die Italiener den Gesang einiger Franken, die Karl der Große nach Rom mitgebracht hatte, mit dem Gepolter eines Wagens auf einer Knüppelbrücke verglichen. Damit ist die Realität jener höheren Welt bewiesen, die uns vom Christenthum erschlossen wird, aber natürlich nicht die Wahrheit der Dogmen einer einzelnen Kirche, die jedoch auch nicht für bedeutungslos oder für falsch angesehen zu werden brauchen; sie sind verschiedene Darstellungen der einen Realität, denen die Modulationen ihrer musikalischen Ausdrucksweisen entsprechen im gregorianischen Gesang, in den Kompositionen Palestrinas, des österreichischen Dreigestirns, Bachs, Händels, Mendelssohns, Richard Wagners (der, wie sein Tannhäuser, zwischen dem Venusberge und dem Kreuze hin und herschwankt).

Ein moderner Nesthetiker, den ich verstehe, ist Karl Scheffler. In seiner vortrefflichen Studie „Die Frau und die Kunst“ erklärt er, warum der Frau die künstlerische Schöpferkraft versagt ist und versagt bleiben muß und daß dieser Mangel nicht ihre Inferiorität beweist, ihr nicht zur Unehre, sondern zur höchsten Ehre gereicht. Der Künstler macht in seinem Werk die Weltharmonie, die Einheit der in der Wirklichkeit auseinandergerissen scheinenden

Glieder sichtbar. Der Mann, den seine Natur zu einseitigem Wirken zwingt, bedarf der Kunst und schafft für sich und für die anderen Männer Kunstwerke, um sich den Glauben zu sichern, daß er das Ganze nicht verliert, wenn er es auch in seiner Einseitigkeit nicht unmittelbar besitzen kann. Das Weib bedarf der Kunst nicht und hat nur ein schwaches Verständniß dafür, weil sie von Natur Harmonie ist, sich nicht erst ein Abbild der Harmonie künstlich zu schaffen braucht. Was Scheffler in der Begründung und Ausführung dieses Gedankens über das Wesen der beiden Geschlechter und gegen die verrückten Emanzipationbestrebungen mancher Weiber sagt (die vielmehr ein Streben nach der härtesten Knechtschaft sind), gehört zum Schönsten und Tiefsten, das je über diese beiden Gegenstände geschrieben worden ist.

Neues werden unsere Nachkommen noch viel erleben in den Gebieten der Wissenschaft, der Technik, der Volkswirtschaft, der sozialen Gestaltungen, aber kaum noch irgendwas im Gebiete der schönen Künste. Das braucht sie uns nicht zu verleiden und die Schaffenskraft der Künstler nicht zu lähmen. Je häßlicher das Leben in mancher Beziehung wird, desto mehr bedarf es der Verschönerung, und je schwerer es drückt, desto mehr bedürfen seine Träger der Erheitung und Erhebung. Und da der Mensch doch auch in dieser Sphäre nach Abwechslung verlangt, so haben die Künstler solche zu schaffen, wenn sie auch nur Variationen von Altbekanntem hervorbringen. Fortschritte sind noch möglich und sogar sehr wünschenswerth in der Technik, die der Reproduktion dient. Wie schön wäre es, wenn uns die Familienjournale Farbendrucke darböten, die das Original beinahe ersetzen! Die schwarzen Bilder, die ihren eigenen Reiz haben (wie wunderbar haben ältere Kupferstecher in ganzen Reihen von Studien die Schönheiten eines einzelnen Delgemäldes zur Anschauung gebracht!), dürften dadurch freilich nicht verdrängt werden.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Die Fee der Freiheit.

Sie hieß Vera; nach der Fürstin in einem deutschen Kolportageroman. Es war ein Name, der so gut war wie ein Pathengesehnt und in den die Eltern die ganze Freigiebigkeit ihrer Herzen gelegt hatten. Er würde ihr nie im Wege sein, wenn sie Aussicht hätte, Etwas im Leben zu erreichen. Jemandeine Verpflichtung, sich mit einem Fürsten zu verheirathen, war mit dem Namen durchaus nicht verbunden. Sie war nur so süß gewesen, diese Fürstin; und dann hatte sie ein Schönheitsflecken auf einer Seite des Halses gehabt, genau so wie Vera. Das war das Ganze; wenn man nicht mit dem blinden Traum rechnen will, den Niemand kennt und der doch Alles trägt und erhält.

Etwas Anderes konnte es auch vernünftiger Weise nicht sein. Vera war dazu geboren, die Plage Anderer auf sich zu nehmen. Das war eine Bestimmung.

die Gottes weiser Rathschluß schon vor Erschaffung der Welt verfügt zu haben schien. Bera's Kindheit war eine lange, mühselige Erziehung zu dem Beruf, denen auf der anderen Seite zu dienen; nur durch tägliche Gewöhnung konnte man sich vielleicht der Auszeichnung würdig machen, bereisnt das Kindergeßkrei und die wämen Kächse zur die rächigen Wänter uerriegeln zu dürfen. "Kschick"; denn es ist nicht so einfach, ohne Weiteres aus dem Schmutz heraus in die vornehm e Welt zu kommen. Diese Frage konnte Eimen im Kßhem halten; schon in der Wiege gelangte Beifall und Tadel als Meinungäußerung der feinen Herrschaften zu der kleinen Bera und in ihr ganzes Kinderdasein Klang stets das Wort: Auf diese Art, Kind, wirßt Du nie einen Platz behaltten! Oder: So ist's gut; so wird einmal ein tüchtiges Dienstmädchen aus Dir! Sie wurde aufgezogen in der großen, einfachen Erkenntniß Dessen, was der Armuth frommt, und opferte willig von dem Ißrigen, was verlangt wurde; ja, sie klagte nicht einmal mehr über Kschgeschick, seit ihr bedeutet worden war, daß die Damen das Heulen in der Küche nicht vertragen können.

Durch den ewigen Hinweis auf die „Herrschaft“ kam es wie ein Schicksal über sie; der Beruf, zu dem sie sich vorbereitete, wurde etwas so Großes und Verantwortungsvolles wie das Hüten eines Heiligthums. Sie schauderte ein Wenig bei dem Gedanken und legte willig ihr ganzes Kindergewicht in die Schale, die ihre Bestimmung trug. Ihre Mutter hatte ja selbst gebient, deren Mutter auch und wahrscheinlich so fort alle Ahnen in aufsteigender Linie, so lange die Welt stand. Ehe sie noch selbst eine „Herrschaft“ geüht, war sie vollauf vertraut mit allen Launen und Eigenschaften dieser göttlichen Wesen. Sie wußte auch, daß das Ganze gar nicht so entsehrlich sein müsse, wenn man nur schweig und sein Bestes that.

So ausgerüstet, vollendete sie ihr vierzehntes Jahr und trat ins Leben hinaus, geläutert und fest in dem Verständnis, daß all ihre eigenen Forderungen gleich Null und all die Pflichten, die am Horizont erschienen, zwar ungeheuer schwer, aber von ihr zu erfüllen waren. Wer sie in dieser Periode ihres Lebens sah, muß gestehen, daß sie trotz mancher Schwächen etwas Unergleichliches war: ein selbengewes, pflichtgetreues kleines Wesen, dessen Grundeigen'schaft die stete Bereitwilligkeit war, Andere zu schonen und sich selbst zu belasten. Ein unentwickeltes Kind, das mit der entsagenden Weisheit eines Greises seine Sorgen so gründlich für sich zu behalten verstand, daß man fast den Eindruck erhielt, es habe überhaupt keine. Sie sah auch immer so hübsch froh und zufrieden aus. Und vor Allem war sie so gut mit den Kindern.

Wo sie geboren wurde, ist gleichgiltig. Sie drängte, wie alle Armen, ans Licht, und wenn sie nicht in der Hauptstadt geboren war, so fand sie doch bald den Weg dorthin. Das Leben, fand sie nun, packte sie durchaus nicht so hart an, wie sie erwartet hatte. Wenn Keiner von den Nächsten es sah, kniff die Freude ein armes Dienstmädchen in die jungen Wangen und küßerte ihr thörichte Dinge ins Ohr; die jungen Götter des Lichts ließen die für sie Bestimmten sitzen, um sich den Träumen der Einsamen zu gefellen und die Finsterniß um sie her mit heiligen, der Familie tropenden Ehegelschnissen zu füllen.

Und nun mußte es gerade so ärgerlich und so höchst merkwürdig zugehen, daß Bera, die selbst vom Morgen aller Zeiten an ausersessen ward, der Anderen Sklavin zu sein, eines Tages das Kind der Freiheit unter dem Herzen trug Kein Wunder, daß der Vater des Kindes vorzog, sie im Stich zu lassen. Unter dem

Vormand, daß sie eine freche Dirne sei, die ihn verleitete habe, machte er sich unsichtbar und ließ sie für das Uebrige sorgen. Als ein Kind, das sie noch war, wußte sie vorläufig von nichts, sondern freute sich nur ihres Lebens. Sie stellte nach keiner Seite hin Ansprüche, sondern nahm dankbar entgegen, was ihr zu Theil wurde, und war ganz kindlich benommen von dem Lohn, der wie ein Goldregen in arme Hände fiel. Ohne das Ziel klar zu sehen, schaffte sie sich, Stück vor Stück, Alles an, was man braucht, um sich in die festlich gekleidete Menge mischen zu können, die, Paar um Paar, in Circus und Schlartheater wandert. Und eines Tages hatte sie, was dazugehört; nur noch nicht die Freiheit.

Durch ihre ganze Kindheit hatte es unaufhörlich geklungen: Wenn Du ein gutes Mädchen bist und Alles thust, was man Dir befehlt, ohne zu raisonniren, dann darfst Du vielleicht nachmittags Deine Wäsche nachsehen und an Sonntagen morgens rasch in die Kirche laufen, während die Gnädige Deine Arbeit übernimmt. Wir haben uns immer so aufgeführt, daß wir wie zur Familie gehörig behandelt wurden und die abgelegten Kleider der Herrschaft tragen durften.

Bera wußte das Alles ja, auch ohne daß es gesagt wurde; in ihr armes Heim wars als Tradition eingehämmert. Noch während sie zu Haus war, kam manchmal eine alte Dame, die Großmutter besuchte und „Sie“ zu ihr sagte; Großmutter knigte dann, so hinfällig sie war, und sagte „Euer Gnaden“. Das gab der Armuth des Hauses einen gewissen Glanz, einen Widerschein des reichen Sonnenglanzes der Gnade. Und sie hatte mit ihrem Theil treulich dazu beigetragen; anders konnte es ja nicht sein. Das war nun mal ihr Schicksal.

Eines Tages aber geschah das Unfassliche, daß sie alle guten Traditionen über den Haufen warf und sowohl Erbtheil als Kinderlehre von sich abstreifte. Ein Sonnenstäubchen hatte sie befruchtend getroffen und sie trug ihre armsüßige, Hoffnung unter dem Herzen, allein für sich selbst, ohne Stütze von irgendeiner Seite und dennoch vergnügt und festlich gestimmt. Darin lag etwas Halsstarriges, das sich jeder Erklärung entzog. Ein armes Kind, das bisher gutartig war und das volle Vertrauen der Herrschaft genoß, geht plötzlich hin und verdirbt sich selbst Alles, einer süßen Idee zu Liebe. Sie wollte sich selbst ihr Gut und Schlecht zumessen, auf die Gefahr, dabei zu verlieren; und verlieren mußte sie ja, wenn man die Sache nach der Befindensordnung und dem freien Uebereinkommen berechnete. Nur als ein wunderlicher Anfall von Größenwahn wars zu erklären (die bittere Armuth im Elternhaus mochte schuld sein), daß sie die dünne selbstgekaufte Jacke der kostbaren, von der Frau abgelegten vorzog und sich lieber in ihrem bescheidenen Kämmerchen nach ihrem eigenen Kopf einrichtete, als daß sie in der Familie das Aischenbrödel machte. Aber schließlich wars ja für sie selbst am Schlimmsten. Auf die Andern konnte es nur broßig wirken, wie sie ihre winzige Eigenpersönlichkeit so pietätvoll hegte, als habe sie plötzlich entdeckt, daß sie von altem Adel sei.

Mit der guten, halbkameradschaftlichen Umgangsform, die das wahre Verhältniß so hübsch verdeckte, war es nun vorbei. Bera wünschte es selbst und maxirte zuerst die neue Stellung; es schien, sie finde eine Genugthuung darin, ihre Dienereigenschaft immer zu unterstreichen. Bisher hatte sie Alles von der Güte ihrer Herrschaft angenommen und viele Vergünstigungen erlangt, die ihr nicht zukamen; sie konnte sich zu jeder Tageszeit ein Freiständchen erbitten und, wenn sie entschuldigend war, der Bewilligung sicher sein. Mit einem Mal verzichtete die Un-

dankebare auf das Alles und erreichte als Ersatz dafür einen einzigen freien Abend in der Woche, der aber ganz ihr gehörte, so daß Niemand auf Gottes Erde als sie darüber zu bestimmen hatte. Und darauf eben kam es an; sie mochte ihrer Herrschaft diesen Abend gern schenken, aber sie sollten sie darum bitten wie um einen Dienst. Vera, der es vorausbestimmt gewesen war, Anderen zu dienen, war zum ersten Mal in die Lage gekommen, freiwillig Dienste erweisen zu können; sie hatte sich das Recht erkämpft, aus eigener Machtvollkommenheit Nein sagen zu können. Sie war zu hilfbereit, um es wirklich zu thun; aber es war immerhin schön, zu wissen, daß die Gnädige, selbst wenn sie an diesem Abend ein Kleines bekäme, nicht so ohne Weiteres sagen konnte: Vera, bleib zu Haus! Daß sie es als eine Gefälligkeit von ihr erbitten mußte, Vera war an einer Stelle unantastbar geworden; dafür opferte sie freudig Alles und meinte, noch zu gewinnen.

An ihrem Freiabend aber schwirte sie ins hellste Licht hinaus: am Liebsten unter die Eingänge zu den großen Vergnügungsorten. Da stellte sie sich gebulbig hin, starrte ins Licht und wartete, bis sie so glücklich war, ihren weichen Arm unter den des jungen Mannes stecken zu können, ohne den es für ein Dienstmädchen keine rechte Freude giebt. Im Winter ist der Eingang zum Cirkus ein günstiger Ausflugsort für Einen, der über wenig Zeit verfügt; im Sommer muß man eine der Parkalleen aufsuchen. Da sieht man in der Reihe und lauscht der Musik, während Soldaten und andere junge Burche unter den Laternen auf und abgehen und ihre Wahl treffen.

Ein unsicheres Dasein ist es. Vera fing das Glück und verlor es wieder. Mehr als einmal. Mit nur einem freien Abend wöchentlich war es fast undenkbar, einen Jüngling festzuhalten, der ja jeden Abend zu seiner Verfügung hat; er ward der Sache leicht satt und schenkte das Cirkusbillet und seinen ritterlichen Schutz dann einer Anderen, die es besser hatte. Meist zog sich an solchen Tagen auch noch das Mittagessen hinaus, und kam sie endlich fort, so war es zu spät, um ihn aufzusuchen. Da mußte sie sich denn zu einem anderen Jüngling mit Cirkusbillet schlagen, um doch ein Bißchen ins Leben hinauszukommen.

So oft sie knapp vor Tisch hinabließ, um die letzten Ingredienzien zum Mittagmahl zu kaufen, flatterte es vor ihren neidischen Augen von Geschäftsdamen, die auf dem Heimweg waren. Sie sind frei, der Abend gehört ihnen von sechs Uhr an, ihrer ist das Leben, alle vornehmen Herren sehen ihnen nach; sie beherrschen für eine Weile den Corso ausschließlich. Unter ihnen soll sogar Eine sein, die mit einem jungen Grafen geht; und sie ist gar nicht schöner als die Anderen. Er holt sie vom Geschäft ab und begleitet sie durch die Stadt, bei helllichem Tage! Vera sah sich in den Spiegel und zog Vergleiche. Sie wollte Adenfräulein werden. Ja, sie war unstreitig der Stellung gewachsen, wenn sie nur erst nicht mehr bei der Gasflamme zu stehen brauchte, wenn das Haar auf einer Seite zurückgekämmt wurde und das Schwarze von der Herdbürste von den Fingern abging. Und mit ihrer neuen Zude! Sie durfte den ganzen Corso hinabgehen, ohne die Augen niederschlagen zu müssen. Sie kündigte sofort den Dienst und ging in der letzten Zeit, zum Kerger der Frau, in der Küche mit Handschuhen umher. Dann bat sie um die Erlaubniß zum Auszug, „um einen neuen Platz zu suchen“ (dreimal, wie das Gesetz es vorschrieb); putzte sich auf und suchte ein altes Stidmüßentuch aus der Schulzeit hervor. Da gab es Herzensstich, Kreuzstich, Lüdensaum,

gothische Buchstaben, ein ganzes kleines handgesticktes A B C. Das sollte ihr den nöthigen Schutz geben.

Und so war es bestimmt: Vera wollte Handstickerin werden, weil sie nun einmal das Musterbuch zeigen konnte (als Probe Dessen, was sie nie erlernt hatte). Waren etwa nicht von ihr selbst die Faden an ihrem Einsegnungshemd geschlungen? Mit eigener Hand hatte sie die über ein Zwei-Dere-Stück gezeichnet und jedem Stück selbst gemacht.

Sie ging in eins der großen Geschäfte und verlangte, den Chef zu sprechen. Er betrachtete das Tuch, dann noch ein Taschentuch, an dem sie köstlich Namen und Hohlraum genäht hatte, und unterdrückte ein Lächeln. Er war ein gebildeter Mann (vielleicht allzu gebildet für Veras Welt) und sagte: „Das ist ja sehr schön; können Sie auch zeichnen?“

Vera hauchte in heiserer Freude ihr Ja hinaus; sie dachte an das Zwei-Dere-Stück und an die Faden. Des Scheines halber ließ er sie es mit ein paar Epheublättern versuchen; sie fragte Etwas hin, das einem zerbrochenen Haarstramm glich, und lächelte ihn mit bestrickender Zuversicht an.

„Na, Das ist ja recht gut“, sagte der Chef zögernd. „Aber warum wollen Sie eigentlich Ihre Lebensstellung wechseln?“ Er kannte diese armen Nachtschwärmer so gut, die irgendwo aus dem Dunkel daherkamen und so lange blind an das erleuchtete Glas prallten, bis sie tot herabsielen. Alles Ueberreden war hier hoffnungslos und seine Worte klangen auch zunächst wie ein Seufzer über die Schwierigkeit, heutzutage ein Dienstmädchen zu halten. „Man verdient ja viel mehr in der Stellung, die Sie haben; aber Sie haben vielleicht Neigung zu Handarbeiten?“

„Ja“, erwiderte Vera arglos; „und man ist so gebunden im Dienst.“ Na, augenblicklich sei zwar kein Bedarf für sie, aber der Chef werde sie in Erinnerung behalten. Er erhielt ihre Adresse.

Von diesem Tag an ging Vera mit klopfendem Herzen umher. Sie zählte die Tage, obwohl sie nicht wußte, wie viele von ihnen in Ungewißheit lagen; so oft der Postbote klingelte, glaubte sie, es gelte ihr; und meldete sich der Zweifel, so wiederholte sie sich nur die freundlichen Worte des Chefs. Sie stand mit einem Bein schon außerhalb ihres Tagewerkes, war jede Minute bereit, aufzubrechen, wurde ihrer Arbeit mehr und mehr überdrüssig und begann, unerblicklich zu werden. Sie erhielt die Kündigung, sandte dem Chef ihre neue Adresse, verdrückte die Arbeit und wartete. Wieder wurde ihr zum nächsten Monat gekündigt; sie sandte wieder die Adresse und wartete; in einem Zustand wunderlicher Starrheit.

Eines Tages konnte sie nicht mehr. Draußen war Frühling. Sie lief von ihrem Platz fort, mietete ein Zimmerchen und stürzte sich hinaus in das Gemüth der kleinen gefeierten Fadenmädchen. Einen Monat brachte sie so zu, trat von früh bis spät den Asphalt, bot sich vergebens in den Geschäften an, war jeden Abend im Circus. Als der Monat um war, hatte sie noch das Meiste von ihrer Ehre übrig, jedenfalls zu viel, um davon leben zu können; aber der Sparpfennig war aufgezehrt und ein großer Theil der Garderobe im Verkaufamt.

Da gab sie es auf, sich mit den Fadensträngen zu messen, und erkannte niedergeschlagen, daß auch ein geringeres Maß an Glück genügen könne. Eine Weile dachte sie daran, Haushälterin bei einem älteren Herrn zu werden; und da

sie häßlich war, bot sich ihr rasch ein Platz. Aber im letzten Augenblick bangte ihr Fator, alle Konsequenzen der Stellung auf sich zu nehmen.

Wohl stand ihr der Rückweg zu Vergangenheit und Herrschaften offen; aber sie wollte auf ihre Freiheit nicht verzichten. Es war das theuer erkaufte Kind ihres armsüchtigen Daseins und sie wachte darüber wie eine verlassene Mutter, die zu jedem Opfer bereit ist. Und eines Tages schloß wie von selbst das Fabricthor sich hinter ihr.

In der inneren Stadt zeigte sie sich nicht mehr; die Jacke war so schlüffig und zerföhrt und sah aus, als werde sie abends als Nachtsacke gebraucht. Das Haar war dünn und wollte sich nicht recht krausen. Und auch das Gesicht war dünn. An Selbstkritik fehlte es ihr nicht. Aber sie sah ihren Traum verwirklicht: „Freiheit von sechs Uhr an“; und sie schwelgte von Sechs bis Acht in dem lebhaftesten Gewimmel froher Menschen.

Im Sommer verlegte die Jugend ihren Korso auf den Kapellenweg bis zum Ronbeau hinaus. Auch hier giebt es vornehm gekleidete Herren mit frisch gebügelten Cylindern. Einer von ihnen wurde der Auserkorene. Ein Grafensohn war er zwar nicht, aber er hatte in einer Dilettantenkomödie im Volkshaus den Grafen gegeben. Damals wohnte Vera im eigenen Dachkammerchen am Frederikslandweg. Dann aber bekam sie das Kind und mußte aber den Hof zu einer armen Familie, die schon viele Kinder zu hüten hatte.

Der Graf glitt rasch aus ihrem Dasein. Und von nun an verbrachte sie ihre Abende damit, draußen, wo die Stadt in Felber übergeht, an den kalten Ecken zu stehen und auf Frederik zu warten; meist vergebens. Zum letzten Mal sah ich sie da in einer Weihnacht. Sie stand Stunden lang vor einer Kellerkneipe, zitternd vor Kälte und Kummer, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihm zu erblicken und ihn in ihr armsüchtiges Nest mit heimzuziehen. Die Jacke regirte noch, konnte aber nicht geschlossen werden. Vera war hochschwanger. Und Frederik war ihrer müde geworden und zog den Keller vor; von Zeit zu Zeit jandte er einen Spazier hinaus, um zu sehen, ob sie nicht schon abgezogen sei.

So sind ihre „freien Abende“; die würde sie aber nicht opfern und wieder einen Platz nehmen; in all ihrem Elend sieht sie voll Verachtung auf die Vergangenheit zurück. Viele haben ihr Mitleid gezeigt und sich bemüht, sie zur Vernunft zu bringen, aber ihr ist nicht beizukommen. Die Freiheit hat ihr kein Wohl-ergehen geschenkt; dies waterlose Kind der Liebe hat sie vielmehr bis auf den letzten Faden geplündert. Aber eben deshalb liebt sie es wahnwichtig, mit Augen, die von Selbstverzehrung glühen; wie eine verhungerte Wölfin brütet sie, nach allen Seiten fletschend, über ihrem halbverkommenen Jungen. Selbst Frederik wagt nicht, dies fremde Wesen aus dem Nest zu schleudern.

Ihre Tochter wird nicht mit schweren Traditionen belastet sein. Sie soll nicht hinaus, um zu dienen. Das steht fest. Sie wächst auf unter den Bedingungen, die nun einmal die der urchelichen Kinder sind. Und eines Tages erwacht sie vielleicht zu der bitteren Erkenntniß, daß sie ohne Vater auf die Welt gekommen ist und ihre eigene Mutter aufzressen mußte, um sich einen Weg zu bahnen.

Kopenhagen.

Martin Andersen Nexø.



Troft.

Das ist so wunderschön und fremd,
 Daß von der offenen stolzen Welt
 Dein Aug', und blickts auch ungehemmt,
 Sich nur das lichte Land behält.

Am Wege blüht der Hollarstrauch,
 Die weißen Hügel sind ganz nah,
 Da Dir von einem süßen Hauch
 Das erste, tiefe Glück geschah.

Das macht: es hat Dein lautes Herz
 Dies Glück so bang und hold bewegt,
 Daß wälderein und hügelwärts
 Es nur die lichten Träume trägt.

Gehst Du in fremden Ländern auch:
 Da Dir das erste Glück geschah,
 Am Wege blüht der Hollarstrauch,
 Die weißen Hügel sind ganz nah.

Wien.

Ernst Lothar.



Auswanderung.*)

Als der schmerzlichen Probleme für zwei von drei im Mitteleuropäischen Wirtschaftsbund vertretenen Staaten, Oesterreich und Ungarn, ist die Auswanderungsfrage. Aus Oesterreich-Ungarn wandern mindestens dreihunderttausend Menschen jährlich übers Meer und eben so groß oder noch größer ist die Zahl der Saisonwanderer, die vom Standpunkt des die Leistungen der ihm Angehörigen einbringenden Staates wie vom Standpunkt des im Ausland Erwerb suchenden Individuums auch als Auswanderer gelten müssen. Auswanderer nenne ich Jeden, der sich auf unbestimmte Zeit aus der Heimath entfernt mit der Absicht, im Ausland seinen Lebensunterhalt zu suchen, und die ihm begleitenden oder ihm dahin nachfolgenden Familienangehörigen.

Während man in Deutschland einen prinzipiellen Unterschied zwischen Auswanderung sensu stricto, die dort eine beneidenswerth geringe Rolle spielt, und der Saisonwanderung macht, die in Deutschland ja nicht als Ab-, sondern als Zuwanderung auftritt, kann ich vom Standpunkt eines Arbeiterexport- und Auswanderungsstaates, wie es Oesterreich leider in hohem Maße ist, zwischen diesen beiden Kategorien keinen grundsätzlichen Unterschied anerkennen und muß deshalb

*) Fragmente aus einem Vortrag, den der Vizepräsident der kaiserlichen Gesellschaft für soziale Wissenschaften im Mitteleuropäischen Wirtschaftsbund gehalten hat.

von beiden sprechen, da beiden sowohl das Schuybedürfnis des Individuums wie die Staatsbedürfnis an Arbeiterkraft gemeinsam ist. Da übrigens die österröichliche Amerika-Wanderung sich zum großen Theil als Auswanderung mit Rückkehrabsicht darstellt, so fällt auch das letzte Merkmal, die Reise über See, das früher als für die Unterscheidung zwischen Aus- und Abwanderung maßgebend angenommen wurde.

Zwischen dem Staat, der Arbeiter liefert, und dem, der sie durch Arbeitgelegenheit überhaupt oder durch gänzlilere Arbeitsbedingungen an sich zieht, besteht ein natürlicher Interessengegensatz, analog dem zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Wie es Pflicht einer in die Zukunft schauenden Sozialpolitik sein muß, diesen natürlichen Interessengegensatz zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen innerhalb des selben Staates zu mildern, so muß es auch Aufgabe der Wissenschaft und der sie pflegenden internationalen Vereine, insbesondere des Mitteleuropäischen Wirtschaftvereins sein, zur Milderung bestehender Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten und Nationen beizutragen. Viel geschieht schon, wenn man sich dieser Gegensätze bewußt wird und Verhältnisse anbahnt, die den Interessen beider Theile möglichst Rechnung zu tragen suchen. Die notwendige Verständigung wird dann der Thatsachenerforschung zu folgen haben.

Ein Arbeiterexportstaat muß die Tendenz haben, durch Hebung der Produktionskraft, des inneren Konsums und der Volksbildung bei den oft von den Agenten zur Auswanderung verleiteten Analphabeten die Zahl der Auswanderer auf ein Mindermaß wirklich Ueberschüssiger zu beschränken und der Dünung fremden Bodens durch die thätigsten Kräfte des eigenen Volksthumes ein Ziel zu setzen. Doch darf sich dieser Staat der Einsicht nicht verschließen, daß in der Auswanderung (insbesondere der auf kürzere Zeit) eine Schule wirtschaftlichen Fortschrittes gegeben ist, der schließlich dem Heimathland nützt, und er muß, bis sich seine wirtschaftlichen Verhältnisse gehoben haben, die Auswanderung als ein Sicherheitventil, als einen nothwendigen Beitrag zur Abschwächung sozialer Gegensätze und als ein günstiges Mittel, wenn auch von zeitlicher Dauer, ansehen, den beim heutigen Stande der Industrie und Landwirtschaft Unbeschäftigten lohnende Arbeit zu verschaffen. Ist nach längerer Anstrengung das wirtschaftliche Niveau des Arbeiterexportstaates gehoben, was nie in raschem Tempo, sondern immer nur allmählich erfolgt, dann sind die Arbeiterimportstaaten, da immer neue Völker auf der Bildfläche des internationalen Verkehrs erschienen, inzwischen mit Arbeitern anderer Staaten und Völker versorgt worden und die Erfindungen der Technik haben daneben das Bedürfnis nach einer größeren Anzahl von Arbeitern wohl auch herabgemindert, politische Ereignisse haben vielleicht die Grenzen der Staaten verschoben, so daß sie eine jähe Stagnation ihrer Versorgung mit ausländischen Arbeitskräften und Ansiedlern wohl in keinem Fall zu befürchten haben.

Ist ein Staat in der ungünstigen Lage, etwa anderthalb Prozent seiner Bevölkerung an das Ausland abzugeben, wie es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist, so muß er sowohl vom Standpunkt der sozialen Fürsorge für sie wie auch vom Standpunkt der Hoffnung, sie jemals zurückzugewinnen und ihre Kräfte für die eigene Zukunft zu verwerten, zwischen verschiedenen Einwanderer- und Arbeiterimportstaaten unterscheiden. Offenbar tritt der wirtschaftliche Gegensatz zwischen Export- und Importstaat um so härter hervor, je weniger Aussicht für den Exportstaat vorhanden ist, seine konnationalen Arbeitskräfte zurückzugewinnen, je

größeren Gefahren ihr Leben oder ihre Gesundheit durch Klimawechsel, ungewohnt intensive Arbeit, insbesondere Akkordarbeit ausgesetzt ist, je ungünstiger das materielle Ergebnis ihrer Lohnarbeit ausfällt, das oft ja noch durch unproduktiven Vermittler- und Agentengewinn reduziert wird, und je mehr ihre Moral und ihr Wohlergehen durch solches Beispiel, Verführung, allgemeine Rechtsunsicherheit in ihrem neuen Milieu untergraben werden.

Die Einführung des zeitweiligen Aufenthaltsverbotes für einen Theil österreichischer Saisonarbeiter in Deutschland und der ihnen hierdurch zugefügte weitere wirtschaftliche Nachtheil, daß sie im Fall einer Verunglückung für immer in der Höhe einer dreijährigen Rente abgesondert werden, als ob sie freiwillig Deutschland verlassen hätten, die Aberkennung der Unfallentschädigung für die in Oesterreich zurückgebliebenen Witwen und Waisen verunglückter austro-polnischer Landarbeiter, die Monopolisirung des Arbeiterbezuges aus Oesterreich-Ungarn und Rußland in einer nicht nur von wirtschaftlichen Tendenzen geleiteten Institution und die Unterstüßung österreichischer, nicht einmal konfessionierter Privatagenten niedrigerer Sorte unter Ausschluß der österreichischen öffentlichen Arbeitsvermittlungämter, der Zwang zur Ausstellung von Legitimationpapieren, und zwar in besonderen Farben nach den einzelnen Nationen, schließlich die Zuweisung der Arbeiter bei Ueberschreitung der Grenze an im Voraus bestimmte Arbeitgeber und die darin enthaltene offene Einschränkung ihres freien Verfügungsrechtes: solche Mittel sind nicht geeignet, staatliche Interessengegenätze zu mildern. Ist auch das zeitweilige Aufenthaltsverbot eher aus national-politischen Rücksichten begreiflich, so kann der wirtschaftliche Schaden, der seine Folge ist, nämlich der Wegfall der vollen Unfallversicherungsrente, gewiß in keinem Fall berechtigt erscheinen. Der die Einführung der Legitimationpapiere angeblich begründende häufige Kontraktbruch des polnischen Saisonarbeiter würde gewiß seltener werden oder ganz verschwinden, wenn angesehene Institutionen sich nicht galizischer Privatvermittler bedienen würden, die durch Versorgung der Arbeiter mit auf verschiedene Namen lautende Arbeitsbücher, durch Zureden und Agitationen sie in den meisten Fällen erst zum Kontraktbruch verleiten, um sie dann gegen nochmalige Beziehung der Vermittlungsgebühren an neue Arbeitgeber zu verschachern. Die Schuld trägt also der Vermittler; und gestrraft werden die Arbeiter. Man will den leichtsinnigen und die Landwirtschaft wirklich empfindlich schädigenden Kontraktbruch bekämpfen und bindet thatsächlich den Arbeiter an die Scholle, weil doch das theoretisch ihm zuerkannte Recht auf nachträgliche Lösung des Arbeitsvertrages so viele Hindernisse und Schwierigkeiten bei seiner Realisirung für ihn nach sich zieht (die durch Unkenntniß seiner Sprache und durch nationalen Antagonismus noch verschärft werden), daß es nur selten in der alltäglichen Wirklichkeit ausgeübt werden dürfte.

Wer daher eine ehrliche Verständigung und Annäherung der einzelnen Nationen und Staaten oder wenigstens einen erträglichen modus vivendi im gemeinschaftlichen Interesse herbeiwünscht, muß die soeben flüchtig erwähnten Versuche wirtschaftlicher Sonderbehandlung als eben so viele Hindernisse erkennen.

Was soll nun in den Grenzen der Möglichkeit geschehen, um für die Arbeiterexportstaaten das Minimum zu leisten, das sie in ihrem Lebensinteresse anzustreben gezwungen sind? Vor Allem muß in Oesterreich der öffentliche Arbeitsnachweis entsprechend ausgebaut werden. Die einzelnen Kemter muß man mit einer gut

honorirten und auf der Höhe sozialer Bildung stehenden Beamtenelite besetzen und sie müssen, zum Zweck des Austausches von Angebots- und Nachfragemeldungen, nach Krollländern gruppiert und mit einem Reichsarbeitsamt an der Spitze in engen Zusammenhang gebracht werden und das ganze Geschäft der Arbeitsvermittlung nach dem Ausland und zum großen Theil wohl auch im Inland in die Hand nehmen. In den Arbeiterimportländern muß, sowohl in deren eigenem wirtschaftlichen Interesse wie auch im richtig verstandenen nationalen, der Bezug der Arbeiter aus dem Ausland ausschließlich durch Vermittelung der öffentlichen Arbeitsnachweisämter im Nachbarstaat erfolgen, damit endlich das betrügerische und ausbeutende Privatagententhum ausgeschaltet werde. Daneben müssen die Arbeiterimportländer im eigenen Interesse alle wirtschaftlichen Benachtheiligungen der ausländischen Arbeiter, die ihnen doch als anerkannte Arbeitskräfte wünschenswert sind, vermeiden und bestehende Ausnahmegesetze aufheben.

Für den Arbeiterexportstaat bleibt noch eine Aufgabe, an der aber auch die Importstaaten mittelbar interessiert sind. Ein österreichisches Auswandererschutzgesetz könnte bewirken, daß große Massen bisher aber See gelodeter Arbeiter im Lande blieben und sowohl zur Verwendung im Inneren des Staates wie im Ausland (besonders in Deutschland) frei würden. Eine in Oesterreich unter ministerieller Oberaufsicht zu gründende und durch die diplomatischen Vertreter informirte, wenn auch von einem privaten Verein geleitete Centralauskunftsstelle würde über Arbeits- und Ansiedelungsgelegenheit im Ausland Auskunft geben und ein Reichsauswanderungsamt die Ausführung des Schutzgesetzes überwachen und leiten.

Sehr wichtig sind zwei Momente, die bei der Regelung der Auswanderungsfrage für Oesterreich in Betracht kämen. Nach dem deutschen Gesetz vom neunten Juni 1897 dürfen Wehrpflichtige nur befördert werden, wenn sie eine Entlassungsurkunde oder ein Zeugniß der Ersatzkommission haben, worin bescheinigt ist, daß ihrer Auswanderung aus dem Grunde der Wehrpflicht kein Hinderniß entgegensteht. Diese Bestimmung (§ 23 a) gilt auch für Ausländer, wie die Textirung der Paragraphen 23 a und b im Gegensatz zu c beweist, in dem nur von Reichsangehörigen die Rede ist. Auch hat sich die preußische Regierung in den Paragraphen 13, 14 und 17 der noch zu Recht bestehenden Kartellkonvention vom zehnten Februar 1891 ausdrücklich unserer Regierung gegenüber verpflichtet, die Beförderung der Flucht unserer Militärpflichtigen oder deren Verführung zur Flucht eben so wie die der eigenen Staatsangehörigen unter Strafe zu stellen. Trotzdem ist die Beförderung österreichischer und ungarischer Wehrpflichtigen in Hamburg und Bremen alljährlich. In den Prospekten des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie wird nur zwischen Deutschen und Nichtdeutschen unterschieden und von der zweiten Kategorie kein dem Paragraphen 23 a genügendes Papier verlangt. Ist meine Interpretation der gesetzlichen Bestimmungen richtig, dann müßte an die beiden großen deutschen Gesellschaften eine klare Rechtsbelehrung ergehen. Ferner ist noch von der Auswanderung nach Brasilien zu reden. Während die Beförderung deutscher Auswanderer nach Brasilien auf die drei Südkonten beschränkt ist, werden deutsche Agenten in Oesterreich für den Staat Sao Paulo, der die Beförderungskosten ganz oder zum Theil auf sich genommen hat, Landwirthe (da der Boden dort für österreichische Auswanderer zu theuer ist, eigentlich Plantagenarbeiter). Allerdings widerspricht dieses Vorgehen nicht dem Text des Para-

graphen 23c, der seinen Schutz auf Reichsangehörige beschränkt; aber den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland würde die gefirgliche Ausdehnung des Paragraphen 23c auf alle Auswanderer ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit entsprechen. Die schlechte Behandlung, der niedrige und oft in „vales“ (Anweisungen) an den Kaufmann gezahlte Lohn, die hohen Lebensmittelpreise, das dem mitteleuropäischen Arbeiter schwer erträgliche Klima auf den Kaffeepflanzungen Sao Paolos: Das Alles empfiehlt den Schritt, zu dem ich rathe.

Es hieße die Bedeutung der Auswanderungsfrage verkennen, wollten wir bei diesem Resultat stehen bleiben und die Internationalität des großen Problems vergessen. Aus sozial-politischen und aus sozial-ethischen Gründen ist es nöthig, zwischen allen Staaten, für welche die europäische, vielleicht auch die chinesische und ostindische Auswanderung in Frage kommt, internationale Verträge anzubahnen, in denen gemeinschaftliche Grundsätze der Auswanderungs- und Einwanderungsstatistik festgelegt würden, da die bisherigen, nach verschiedenen Methoden gefundenen statistischen Daten keinen genügenden Aufschluß bieten und in einigen für unsere Frage besonders wichtigen Staaten, wie Oesterreich-Ungarn, Brasilien, Argentinien, Rußland und den Balkanländern, die offizielle Statistik noch in den Kinderstufen steht oder politischen Sonderinteressen dienlich gemacht wird.

In diesen Verträgen müßte die Lieferung von angeworbenen Arbeitern nach dem Ausland, wo sie nicht schon verboten ist, ausschließlich öffentlichen Arbeitervermittlungsanstalten vorbehalten und bis zur allgemeinen Durchführung dieses Grundsatzes die strengste Kontrolle der Privatagenten gesichert werden. Ferner müßte man die Bedingungen der Rechtsverbindlichkeit von im Ausland ausgestellten öffentlichen Urkunden (Geburt-, Tauf-, Trau- und Totenscheine) für das Inland vereinfachen. Auf diesem für das Privatrecht, insbesondere das Erb- und Eherecht, die Militärpflicht und Anderes so wichtigen Gebiet sehen sich, weiß ihnen an als vollkommen glaubwürdig anerkannten Urkunden fehlt, die im Ausland, insbesondere in Amerika Geborenen, doch nach Oesterreich Zuständigen bei ihrer Rückkehr oft beträchtlichem Schaden ausgesetzt.

Will man einen Gedanken verwirklichen und seine Ausführung überwachen, so gehört dazu mehr als augenblickliche Begeisterung, mehr als eine internationale Konferenz von Staatsmännern, wie sie Roosevelt vorschlug, mehr als ein wissenschaftlicher Kongreß: es bedarf der einheitlichen und ausdauernden Leitung durch ein alle Bemühungen, Kenntnisse und erstrebenswerthe Gedanken umfassendes internationales Institut. Das hätte in unserem Fall die Aufgabe, genaue Informationen von den Auswanderungsämtern der verschiedenen Staaten über die Lage der Auswanderer in den einzelnen Ländern, über die dort geltenden Gesetze, Lohnhöhe, Lebensunterhalt, Fauna und Flora zu sammeln und internationale Vereinbarungen vorzubereiten, die dem hier skizzirten Gedankengang einstweilen wenigstens halbwegs entsprechen. Von den Staaten Europas und vielleicht auch der Union gemeinsam erhalten, würde ein solches Institut zu vernünftiger Besiedelung der Erde auf bisher unbewohnten, ungeheuren Flächen beitragen und durch seine Forschungen zugleich der Vergleichenden Rechtswissenschaft, der Völkerkunde und den Naturwissenschaften zu dienen berufen sein.

□ Krakau 2

Dr. Leopold Caro.



Kohlenzoll.

Seinen Kohlenausfuhrzoll haben deutsche Agrarier schon oft gefordert; mehr wohl in der Absicht, das Kohlen Syndikat zu strafen, als in dem Wunsch, dem Staat zu helfen. Der Preispolitik des mächtigsten deutschen Industriekartells sollte ein Weg gewiesen werden, den es freiwillig nicht beschreiten wollte. Der deutsche Hüttenbesitzer und Fabrikant stöhnt seit Jahren über hohe Kohlenpreise; das Syndikat erklärt, daran sei die Steigerung der Selbstkosten schuld. Die Arbeiterlöhne und das Grubenholz verzehren immer mehr Geld. Also muß man durch Einschränkung der Förderung den Schaden zu mindern versuchen, den Konjunkturschwankungen bringen könnten. Preisreduktionen würden die Dividenden kürzen. Daß aber gerade die Konservativen dem Syndikat vorwerfen, es sei den Beweis dafür schuldig geblieben, daß seine Dispositionen auf die Lage des Marktes und auf die Interessen der Verbraucher „gebührende“ Rücksicht nehmen, ist ein guter Witz. Die Hölner sollten dem Syndikaten nicht gar zu scharf den Text lesen; denn ohne ihre Schutzpolitik hinter hohen Mauern wären die privaten Monopolträger nicht so kräftig geblieben. In der Verwaltung des Kohlen Syndikates sitzen geschickte und erfahrene Männer. Wer wollte einem Emil Kirdorf die Verdienste absprechen? Trotzdem beweisen die Thatfachen, daß diese klugen Wähler ihrer Interessen nicht immer richtig disponirt haben. Da ist, zum Beispiel, der Geschäftsbericht für das Jahr 1907, in dem das Syndikat sagt: „Will man wirtschaftsgeographischen Verhältnissen nicht mehr die Bedeutung beimessen, die ihnen nach allgemeinen volkswirtschaftlichen Begriffen zukommt, will man statt dessen die Theorie aufstellen, daß die deutsche Kohle dem deutschen Markt, natürlich auch der deutsche Markt der deutschen Kohle erhalten bleiben muß, so ist es, folgerichtig, als unzulässig zu erachten, daß, zum Beispiel, an der Deckung des Kohlenbedarfes unserer Reichshauptstadt England noch mit etwa 1,10 Millionen Tonnen jährlich theilzeitig ist gegenüber etwa 480 000 Tonnen, die von Westfalen geliefert werden; daß ferner von dem Kohlenumschlag Hamburgs in Höhe von etwa 7,50 Millionen Tonnen jährlich mehr als zwei Drittel auf die englische und weniger als 2½ Millionen Tonnen auf die deutsche Kohle entfallen. Weite Gebiete von Hannover und des mittleren Deutschlands sind leichter der englischen Kohle zugänglich als der deutschen.“ So klagten die Herren vor etwa einem Jahr; und sie forderten vom Staat eine Ermäßigung der Frachtsätze, besonders vom Kohlenrevier nach Berlin, auf daß der fremden Konkurrenz der Markt genommen werden könne. Ringsum wurde gelächelt. Warum bringt denn die fremde Kohle immer tiefer ins deutsche Gebiet? Weil sie billiger ist als das deutsche Produkt. Wer ist schuld daran? Das Kohlen Syndikat (und der Fiskus, der mit seinen Kohlenpreisen auch auf dem Pfaden des Weighalles wandelt). Da ist ein Fehler in der Rechnung der Syndikatsherren. Im Jahr 1908 ist der Import fremder Kohle zwar von 13,73 (1907) auf 11,66 Millionen Tonnen zurückgegangen. Das war aber nicht die Folge eines künstlichen Eingriffes, sondern der schwächeren Konjunktur. Auch in dem Geschäftsbericht für 1908 verteidigt das Syndikat die Richtigkeit seines Verhaltens und betont, daß die Pflege des Exports nöthig war, weil der steigenden Kohlenförderung sonst in schlechten Zeiten nicht der entsprechende Absatz zu sichern sei. Hätte der deutsche Bergbau im Jahr 1908 nicht 21 Millionen Tonnen Kohle (im Werth von 200 Mil-

tionen Mark) im Ausland abgesetzt, so wären viele Zechenarbeiter entlassen worden. Das klingt überzeugend. Nun aber weiter: die Kohlenförderung im Deutschen Reich hat (1908) 148,62 Millionen Tonnen betragen; das Irland hat 139,23 Millionen Tonnen verbraucht; also konnten 9 Millionen exportiert werden. In Wirklichkeit sind 21 Millionen Tonnen ausgeführt worden. Dem Konsum blieben also 12 Millionen Tonnen weniger, als er brauchte. Dieses Quantum mußte durch den Import fremder Kohle gedeckt werden. Da ist zwischen den Worten und den Taten der Essener ein Widerspruch. Denn den deutschen Verbrauchern sind Kohlen entzogen worden, die das Ausland billiger bekam, als im Inland möglich war.

Soll der Ausfuhrzoll nun den Abnehmern oder der Reichskasse nützen? Die Antwort auf diese Frage ist wichtig. Wenn nämlich die Kohlenpreise im Inland herabgedrückt werden sollen, so muß die Ausfuhr zurückgehen; soll aber der Exportzoll den Reichsfiskus füllen, dann darf die Ausfuhr nicht sinken. Das muß auch der Reichstag einsehen. Die Finanzkommission wollte zunächst nur eine Einnahme von 25 bis 30 Millionen Mark auf dem Papier haben. Die 25 Millionen, die die Erbschaften bringen sollten, müssen im tiefsten Schacht verschwinden; der Förderloß aber bringt Ertrag zu Tage. Der Fiskus soll mit dem Syndikat gemeinsame Sache machen und mit ihm über die dummen Kerle lachen, die da glauben, es gehe um ihre Preise. Das heißt: dem Syndikat würde das Laichen bald vergehen. Seine Mitglieder sind von ungleichem Wesen und Beruf. Abgesehen von den bekannten Gegensätzen zwischen Hütten- und Reinen Zechen, ist die finanzielle Struktur und die Ergiebigkeit verschieden. Wenn das Syndikat die Parole ausgiebt: „Der Zoll von 1 Mark für die Tonne wird auf den Konsum abgewälzt; zu diesem Zweck sind neue Produktionsbeschränkungen, bei unerminderter Ausfuhr, vorzunehmen“, werden viele Mitglieder sich gegen den Befehl auflehnen, weil das im Betrieb investierte Kapital nicht der Gefahr der Ertragslosigkeit ausgesetzt werden darf. Durch Aktien, Schuldverschreibungen und Hypotheken sind dem Bergbau immer neue Mittel zugeführt worden; die Verpflichtungen gegenüber den Geldgebern sind schon keine Mittelgebirge mehr, mit bequemen Passübergängen, sondern Hochalpen. Dem „mobilen Kapital“ soll zwar von Staates wegen nur das Maß von Achtung entgegengebracht werden, das notwendig ist, um die Bereitwilligkeit zu neuen Steuerpenden zu sichern; aber das Kapital hat das Recht, sich zu wehren: und so darf man sich auf schroffe Opposition mancher Bergwerksgesellschaften gefaßt machen, die vielleicht die Syndikatsfesseln sprengen werden. Der Industrie könnte Das nur erwünscht sein, da sie billige Kohlen bekäme; für die Zechen aber wäre es arg. Das ist leicht zu erkennen. Die Harpener Bergbau-Gesellschaft muß jetzt neue Aktien ausgeben. Das Kapital soll von 80 auf 85 Millionen erhöht werden (erst im vorigen Jahr stieg es auf 80). Geht die Rotirungssteuer durch, so hat Harpen für Aktien und Schuldverschreibungen etwa 300 000 Mark im Jahr zu zahlen. Die Gesellschaft ist mit 7½ Millionen Tonnen Kohlen am Syndikat beteiligt. Die Förderung betrug etwa 7 Millionen Tonnen. Ist davon 1 Million exportiert worden (die Ausfuhr betrug 1908 rund 14 Prozent der deutschen Gesamtförderung), so brächte der Ausfuhrzoll eine Million. Mit der Rotirungssteuer wären es 1,30 Millionen, die von der Dividende abzuziehen wären. Solche Wirkungen hat unsere Kohlenindustrie von Ausfuhrzoll und Rotirungssteuer zu erwarten.

Die deutsche Kohlenindustrie braucht die Ausfuhrmöglichkeit. Wenn voll

produziert wird (ohne Fördereinschränkung), ist das Ergebnis größer, als der Bedarf fordert. Der Rothausgang über die Grenze darf also nicht gesperrt werden. Eine wirkliche Kohlenknappheit hat sich erst einmal gezeigt (in den Jahren 1907/08); in normalen Jahren produziert Deutschland mehr Kohle, als es braucht. Welche Erfahrungen hat denn England mit dem Kohlenausfuhrzoll gemacht, den der Schatzkanzler Sir Michael Hicks Beach 1904 durchsetzte? Im Jahr 1906 wurde der Zoll wieder aufgehoben. Der Transvaalkrieg hatte die Bilanz aus dem Gleichgewicht gebracht und man mußte neue Einnahmen haben. Der Zoll wurde auf 1 Schilling für die Tonne beziffert. In den Absatzgebieten, die England unbestritten beherrscht, ließ der Export nicht nach; die Preise wurden erhöht und den Zoll hatte der Verbraucher zu tragen. Das war auf den Märkten, die unter internationaler Konkurrenz stehen (Holland, Belgien, Frankreich), nicht möglich. Hier wirkte der Ausfuhrzoll wie eine Prämie zu Gunsten des ausländischen Produzenten. Die britische Ausfuhr ging zurück und die fremden Konkurrenten, besonders Deutschland, gewannen an Boden. Der Zoll wird entweder also auf den Verbraucher abgeladen oder vom Exporteur getragen, der dadurch an Konkurrenzfähigkeit verliert und von den fremden Märkten verdrängt wird.

Die deutsche Industrie, so weit sie auf den Bezug von Kohle (für Koks gilt, *mutatis mutandis*, natürlich das Selbe) angewiesen ist, hat in erster Linie mit der Abwälzung des Zolls zu rechnen. Am ersten Oktober 1908 sind die Kohlenausfuhrtarife beseitigt worden. Man wollte die Kohlennoth mildern und das Syndikat zu einer weniger harten Preispolitik bestimmen. Nur etwa zehn Prozent der gesamten Ausfuhr sollten getroffen werden; trotzdem wartete man gespannt auf die Wirkung, die diese erste staatliche Korrektur der Syndikatspolitik haben werde. Im Jahr 1908 ist der Export nicht zurückgegangen, sondern gestiegen. Dabei ist zu bedenken, daß die Ausnahmetarife erst seit einem Vierteljahr beseitigt waren und daß vor dem Termin der Aufhebung die Ausfuhr natürlich besonders stark focirt wurde. Wichtiger ist die beträchtliche Steigerung des Kohlenexportes, die wir jetzt sehen. Im April 1909 hob sich die Ausfuhr von Steinkohle um 2,70 Millionen Doppelcentner; besonders viel ging nach Belgien und Holland. Das Syndikat hat nicht nachgegeben und die Wichtigkeit der von England bestrittenen Märkte (Belgien und Holland) für die deutsche Kohlenindustrie ist erwiesen. Des würde es, wenn man ihr einen Ausfuhrzoll um den Hals legte, ähnlich ergehen wie England nach 1901. Als vor einigen Monaten in Sachsen eine Kohlensteuer vorgeschlagen wurde, waren unter den zahlreicheren Gegnern auch Konservative. Und das Industrieland Sachsen würde durch einen Ausfuhrzoll nicht weniger leiden als durch eine Kohlensteuer.

Ein Kohlenausfuhrzoll wäre eine fiskalische Maßregel, die auf wirtschafts- und handelspolitische Faktoren keine Rücksicht nimmt und nicht einmal als Strafmittel gegen das Syndikat zu empfinden wäre. Deutschland hat auch nicht, wie England vielleicht, mit einer naßen Verschöpfung seiner Kohlenlager zu rechnen und braucht deshalb den Export nicht einzuschränken, um das Land vor Kohlennoth zu schützen. Und wenn unser Ausfuhrzoll vom Ausland mit Exportprämien bekämpft würde? Könnten wir dann noch konkurrieren? Was sollte die deutsche Industrie mit einem *embarras de richesse* an Kohlen und Koks anfangen, wenn die Konjunktur ihr nicht die Möglichkeit bietet, alles Brennmaterial zu verwenden? Dann liegt das Geld unfruchtbar auf den Halben; und wir haben auch heute noch immer nicht so viel, daß wir uns den Luxus solcher Trockenlegung von Betriebskapital leisten dürfen. Davon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramm: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Konto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Noch 'mal so viel Freude macht ein Spaziergang, wenn man in bequemen Stiefeln geht. Unser Leisenermaterial ist ausserordentlich mannigfaltig, wir bringen schlanke, halbbreite und breite Formen.

Fordern Sie Musterbuch H.



SALAMANDER

Schuhes. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Einheitspreis . . . M. 12.50 Stuttgart Wien I
Luxus-Ausführung M. 16.50 Zürich

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben

MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godsberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

ALKOHOL

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.

'GRIECHISCHE
HAUTPFLEGE



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheitspflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.

Wachspasta-Seife per Stck. Mk. 1.—
Haushaltungspackung 6 Stck. Mk. 2,70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pf. u. 1.— M.

Wachsmarmor-Seife

½ Kilo 80 Pf. 1 Kilo Mk. 1,50 und Mk. 1,75.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz
Sehenswert.



INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG

DRESDEN 1909

Ausstellungspalast * Mai-Oktober

Kunst- und wissenschaftliche Photographie
Reproduktionstechnik. Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde, Stern-
warne und Konische Fernphotographie im
Betrieb, Brieftauben-Photographie. Vorfüh-
rungen für Belehrung und Unterhaltung.
Vergnügungspark. Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neugebauten
Jägerstr. 63a 35 **Moulin rouge**

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Berlins Sommer-Sensation!

Grosse
Konzerte

des
Carl Zimmer-
Orchesters.

8 Uhr:
White City-
Marsch
von Zimmer.

WHITE CITY

Moderner Vergnügungs-Park
Potsdamerstr. 75.

Entree **25 Pfg.**

Gast-
Dirigent
Translateur

Neueste
Effekt-
Beleuchtung

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaut Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.



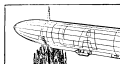
Schwarzburg Thüringen

Hotel Weisser Hirsch

D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1^{1/2} Stunde) durch
das Schwarzatal
drahtet:

Huebner,
Schwarzburg



JLA Frankfurt a. M.

10. Juli — 10. Oktober.



INTERNATIONALE
**LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG**
EXPOSITION AERONAUTIQUE
JULI-
OKT. **FRANKFURT 1909**

Erste Experimental-Ausstellung
für alle Gebiete der Luftschiffahrt

Fünf Motorballons im Betriebe
Zeppelin, 2 Paravols u. s. w.

Alle Flugmaschinen-Systeme
grossen Flugfeldes vorgeführt.

Täglich Passagierfahrten in Motor
Freiballons.

Täglich Wettbewerbe.
200 000 Mk. Preise.

Sonderausstellungen des Auslandes



Secession

Kurfürstendamm 208/20

Geöff. tägl. 9-7 Uhr.

Eintritt



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner
Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10-8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert

Man verlange d. feine Buchhandlung od. d. den Verlag Karl Schnabel, Berlin, Potsdamerstraße 138 (kostenlos),

Hinweis durch Urteile der Presse auf Constantin Brunner

Die Lehre von den Geiftigen und vom Volke

für diejenigen, die frei werden wollen u. können vom modernen, wissenschaftlich verbrämten Aberglauben.

Gegen die Beherrschung unfrer Oedanken d. die Scholastik Immanuel Kants.

Gegen den naturphilosoph. - nachschriftl. Aberglauben v. der Entwicklungslehre

und ihren Aftenpropheten Nietzsche.

Gegen die Nartheit und Gefahr der logen. allgemeinen Bildung. :-: :-: :-:

(Die Leser der „Zukunft“ werden gebeten, Zukunft Nr. 16 vom 16. Januar d. J., Seite 98-100, „Gespräch zwischen dem Gebildeten und dem Lernenden“ über dieses Werk zu vergleichen).

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

614 Seiten m. 58 Interess. Illustrationen 10 M. Leinwbd. 11,50 M., Halbfz. 12 M.

... Offenbart sich diese göttliche Rücksichtslosigkeit und völlig schleierlose Nacktheit genügend im Text, so bedauern wir nur die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der öffentl. Unsittlichkeit hätte heißen müssen. Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg. früher. (Berl. Klin. Monatsschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sittengeschichtl. Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,
Aschaffenerstr. 161.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexualnerven-System des Menschen und dessen Aufzucht und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Bauschule von Dr. Föché U. G. 25 Pl. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Bismarck in der Literatur.

Ein bibliographischer Versuch von Arthur Singer. Mit Reproduktion der Titelseiten einiger seltenen Bismarckiana. Anhang: Das Geschlecht von Bismarck in der Literatur, Autoren- und Sachregister. Broschür M. 10.—, in Leinen gebd. M. 12.—, in Leder gebunden, vom Autor signiert M. 50.—.

Ermöglicht die Zusammenstellung der Bismarck-Literatur über alle aktuellen politischen Fragen und bietet so ein fürniliches Bild der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Schriftsteller

die ihre Werke bei grossem Buchvenag unter vorteilhaften Bedingungen verlegen wollen, wenden sich sub. Z. J. 86. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Rätsel der Seele,

Charakt., intim. Züge werd. in tieferer Bedeutung aus der Handschrift erforscht. Vertrauens-Spezialist für Gebildete seit 1890. Prosp. gr. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg I. Z. Fach.

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rofiges, jugendfrisches Aussehen, weiche sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul à 64.50 Pfg. überall zu haben.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Nordlandfahrten

1. ab Hamburg 27. Juni
2. ab Hamburg 1. Juli
3. ab Hamburg 1. Juli
4. ab Hamburg 1. Juli
5. ab Hamburg 1. Juli
6. ab Hamburg 1. Juli
7. ab Hamburg 1. Juli
8. ab Hamburg 1. Juli
9. ab Hamburg 1. Juli
10. ab Hamburg 1. Juli

2 Bergedampffahrten

Nord. Hauptstädte

ab Hamburg 1. Juli u. 2. Sept.
ab Hamburg 1. Juli u. 2. Sept.
ab Hamburg 1. Juli u. 2. Sept.

**Hamburg-
So. Hampton-London**

ab Hamburg 1. Juli
ab London 1. Sept.

Hamburg-Paris

ab Hamburg 1. Juli
ab Paris 1. Sept.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Abteilung Vergnügungsschiffe.

Norddeutsche Grund-Credit-Bank.

Die Norddeutsche Grund-Credit-Bank zu Weimar bringt auf Grund des landesherrlichen Privilegs vom 1. Dezember 1894 und in Gemässheit des im Deutschen Reichsanzeiger vom 5. Juni 1909 veröffentlichten Prospekts

**Mk. 12,000,000.— Hypotheken-Pfandbriefe,
Serie XVII zu 4⁰/₁₀ verzinslich
(mit April-Oktober-Zinnscheinen)**

eingeteilt in Stücke zu 100, 200, 300, 500, 1000, 2000, 3000, 5000 M.,

welche an der Berliner Börse zum Handel und zur Notiz zugelassen sind, zur Ausgabe. Die Pfandbriefe sind nach sechsmonatiger War der Bank zustehender Kündigung rückzahlbar. Rückzahlung und Verlosung ist bis zum 1. April 1919 ausgeschlossen.

Die auf den Inhaber lautenden Pfandbriefe der Bank werden im Lombardverkehr der Reichsbank und deren sämtlichen Zweiganstalten in Klasse I begeben, dürfen zur Anlage von Heiratskautionen für Offiziere verwandt und gesetzlich von Berufsgenossenschaften sowie zur Anlage der Fonds von Versicherungsgesellschaften, insbesondere auch eines Teils der Prämienreservelonds erworben werden.

Die der Grossherzoglich-Sächsischen Staatsregierung zustehende Aufsicht wird durch einen ständigen Staatskommissar ausgeübt, dem auch die Obliegenheiten des Treuhänders übertragen sind.

Ausführliche Prospekte sind an unseren Kassen in Weimar und Berlin sowie bei unseren Pfandbriefverkaufsstellen erhältlich.

Weimar und Berlin, im Juni 1909.

Norddeutsche Grund-Credit-Bank.

Dr. Friedlaender.

Dr. Michael.

Bier i. V.

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kauft schnellst u. bringt in geschmackvoll. Ausstattung, mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulant Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56. Berlin W. 110.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpf. Preis v. 45 M. aufw. d. Woche. Ja. Referenzen b. i. d. höchst. Kreise. **G. Hancke.**

Schockethal bei **Cassel**
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Or. Erfolg. Entzück. schrgeschützt. Lage Zeitlig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 151 Anf. Gaud. **Dr. Schaumlöffel.**

Dr. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

Krummhübel

Riesengebirge
Sanatorium
und Erholungsheim.

Bilz'
Sanatorium
Dresden
- Radebeul



NORDSEEBAD

Borkum

genannt: „Die grüne Insel“

1908: 25 665 Besucher

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanreiche Seebad. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

Köhler's Strandhotel, I. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

Bad

Jll. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Brunnenschüre frei durch Herzogl. Badekommissariat Kurzeit 15. Mal bis 15. Oktbr.

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Krodo's** heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze: **Geneesung!**

Harzburg.

Westerland
25000 Besucher •

Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtstes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die **Badedirektion Westerland** u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnankunftsstellen.

Chiemsee-Sanatorium bei Prien



Tour: München-Salzburg.
Haut. Rang. f. physik.-diätet. Therapie.
Spezialbehandlg. v. Hals-, Nasen-,
Brustleiden, Asthma, (ausgeschl.
Tuberkulose u. Anstoss erreg. Leiden).
Herrliche geschützte Lage gegenüb.
dem Kgl. Schlosse Herren-Chiemsee,
an Wald, See u. Hochgebirge. 540 M.
u. d. M. Rasen, Berg- u. Wassersport.

Moderner Bäder u. elektr. Einrichtungen. Inhalatorien, Röntgenlaborat. 3000 qm gr. See-Badebassin, Luft- u. Sonnenbäder, Gymnastik, Massage, (für Frauenleiden Thure-Brandt-Mass.) Diätkuren für Nerven- u. Stoffwechselkranke. Aller Komfort. Beste Gelegenheit, die Kur mit einer Reise nach Tirol, bayr. Alpen zu verbinden. Dir. Arzt Dr. Dietrich.

Prospekt-Album frei.

Wegen des milden, voralp. Klimas zu Frühjahrskuren,
z. Nachkur u. f. Erholungsbedürftige besond. geeignet.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Bezaflung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Besondere Krebskur.

Dr. Möller's Sanatorium

Broch. in Dresden-Loschwitz. Pros. in

Diätet. Kuren nach Schroth.

Vornehmer Landaufenthalt

auf herrlich mitten im Walde an gr. See gel. Schloss, ca. 80 km. v. Berlin, m. Auto u. Bahn leicht erreichbar, f. christl. Familien, einz. Pers., auch Damen, zu jeder Jahreszeit geboten. Vorzügliche Unterkunft u. Verpfl. vielseitige Jagd, Offerten unt. „v. R.“ an Gerstmann's Annoncen-Bureau, Berlin W9.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Cabinet-Comet
Graeger
Sec
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unter-

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und äußeren Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis
u. franko durch

Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Aktiengesellschaft Mix & Genest Telephon- und Telegraphen-Werke, Schöneberg-Berlin.

Die Aktionäre werden hiermit zu der am
**Donnerstag, den 24. Juni 1909,
12 Uhr mittags,**

im Sitzungssaale der Aktiengesellschaft
Mix & Genest Telephon- und Telegraphen-
Werke zu Schöneberg-Berlin (am Bahnhof
Papierstrasse) stattfindenden 20. ordentlichen
Generalversammlung ergeben eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlegung der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung und des Geschäftsberichts für das Geschäftsjahr 1908, sowie des Prüfungsberichts.
 2. Beschlussfassung über die Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes.
 3. Wahl des Revisors für 1909.
 4. Aufsichtsratswahl gemäß § 12 der Statuten.
- Diejenigen Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen, haben gemäß § 8 unserer Statuten ihre Aktien oder einen Depotschein der Reichsbank über deren Hinterlegung bis zum Montag, den 21. Juni 1909

bei unserer Geschäftskasse in Schöneberg-Berlin, Geneststrasse 5,
• der Bank für Handel und Industrie,
Berlin, Schinkelplatz 1/4,
• dem Bankhaus S. Bleichröder, Berlin,
Behrenstrasse 62/63,
• der Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin, Unter den Linden 35,
oder bei einem Notar
gegen Bescheinigung zu hinterlegen.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats.

Henlig.

Schöneberg-Berlin, den 29. Mai 1909.

Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva	M	P
Kassa-Konto	70 364	32
Hypotheken-Konto Loro	91 509	—
Konto-Korrent-Konto	1 450 241	24
Effekten-Konto	818 713	70
Grubenfelder-Konto	46 713	60
Kupons- und Sorten-Konto	184	84
Wechsel-Konto	77 428	21
Mobilien- und Utensilien-Konto (- 25% Abschreibung)	6 629	25
Haus-Konto (- 2% Abschreibg.)	354 776	54
Konsortial-Konto	190 000	—
Immobilien-Konto	602 324	63
Reservefonds-Effekten-Konto	206 886	40
Kautions-Konto	208 000	—
Gewinn- und Verlust-Konto	224 977	17
	1 988 735	90
	2 000 000	—
Passiva	M	P
Aktien-Kapital-Konto	2 000 000	—
Reservefonds-Konto (Uebertrag auf Gewinn- und Verlust-Konto M 320 983,46)	—	—
Delikredere-Konto	350 000	—
Dividenden-Konto pro 1906	200	—
Konto-Korrent-Konto: Diverse Kreditoren	580 280	50
Hypotheken-Konto Nostr.	650 250	—
Dispositions-Konto (Uebertrag auf Gewinn- u. Verlust-Konto M 25 000,-)	—	—
Kautions-Hypotheken-Konto	208 000	—
Konsortial-Darlehens-Konto	200 000	—
	1 988 735	90

Berlin, 28. Mai 1909.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva	M	P
Grundstücks- und Gebäude-Konto	3 553 147	56
Güterschuppen-Konto	42 500	—
Fuhrwerks- u. Pferde-Konto	195 500	—
Inventarien-Konto	22 500	—
Effekten- und Kautions-Konto	272 781	90
Konto für Beteiligungen	91 400	—
Hypotheken-Amortisations-Konto	67 756	27
Hypotheken-Konto	25 000	—
Konto-Korrent-Konto: Debitoren inkl. Filialen	294 794,57	—
Bankguthaben	80 870	—
	345 664	57
Wechsel- und Kassa-Konto	78 514	89
Lager-Konto	5 821	03
Fourage-Konto	5 251	30
Assekuranz-Konto	225	90
Formular-Konto	1	—
	4 706 064	82
Passiva	M	P
Aktien-Kapital-Konto	2 000 000	—
Reservefonds-Konto	200 000	—
Hypotheken-Konto	1 894 100	—
Konto-Korrent-Konto: Kreditoren inkl. Filialen	183 392	43
Aval-Konto	270 500	—
Dividenden-Konto	75	—
Gewinn- und Verlust-Konto: Gewinn	225 433	96
Abschreibung	67 636	59
	4 706 064	82

Die auf 6 1/2% festgesetzte Dividende gelangt von heute ab gegen Dividendenscheine Nr. 23 bei den Herren **Georg Fromberg & Co.** zu Berlin, sowie an unserer Gesellschaftskasse zur Auszahlung.

Berlin, den 22. Mai 1909.

Berliner Spedition- und Lagerhaus-Aktiengesellschaft (vormals Bartz & Co.)

Der Vorstand.

Maschinenfabrik für Mühlenbau vormals C. G. W. Kapler Aktiengesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva	M	P
Grundstück-Konto	334 482	—
Gebäude-Konto	231 115	—
Dampfmaschinen-Anlage-Konto	20 847	—
Betriebs-Utensilien-Konto	154 053	—
Werkzeug-Konto	43 968	—
Kontor-Utensilien-Konto	1	—
Gas-, Wasser- und Dampfheizungs- Anlage-Konto	1	—
Modell-Konto	1	—
Klischees, Zeichnungen- etc. Cil.	1	—
Patent-Konto	1	—
Fuhrwerks-Konto	2 791	—
Vorräte- und Bestände-Konto	488 004	40
Effekten-Konto	33 661	30
Wechsel-Konto	337 011	25
Kasse-Konto	7 478	21
Konto-Korrent-Konto	640 947	89
Veräucherungs-Konto	2 781	—
Gewinn- und Verlust-Konto	39 105	66
	2 345 920	61
Passiva	M	P
Aktien-Kapital-Konto	1 800 000	—
Hypotheken-Konto	300 000	—
Reservefonds-Konto	—	—
Spezial-Reservefonds-Konto	—	—
Delikredere-Konto	—	—
Arbeiter-Unterstützungs-Konto	7 434	50
Beamten-Unterstütz.-Fds.-Konto	7 731	50
Dividenden-Konto	160	—
Konto-Korrent-Konto	230 594	61
	2 345 920	61

Berlin, den 17. Mai 1909.

Der Vorstand.

Herm. Reichelt, Rauser, H. Buschmann,



Goerz- Trieder - Binocles

beste Prismen-Ferngläser für
Theater, Reise, Rennen, Jagd,
Militär u. Marine, sowie andere
Gläser galleischer Konstruktion
mit bester Pariser Optik.



Goerz- Anschutz-Cameras

sowie andere renommierte
Fabrikate. Neueste Modelle
aller modernen Camera-
Typen zu billigsten Preisen
gegen bequeme monatliche

Teilzahlung

Wir garantieren, jeden unseren Ausführungen nicht entsprechenden
Gegenstand anstandslos zurückzunehmen. Auf Wunsch ausführliche
Angebote und fachmännische Beratung. Reich illustrierte
Preisliste 46^o C gratis und frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund
Breslau II u. Wien VI/2

„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
Ecke Friedrichstraße. Tel. L 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommen und Privatsachen. Ueberall!
Auskünfte in Vorleben, Lebens-
weise, Ruf, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.



Stottern. Verlangen Sie zuklärenden
Prospekt der I. Schlesswig-
Hinst. Spezial-Anstalt f. Stotternde zu Bad
Oidesloe. Direktor **E. Schmeling.**

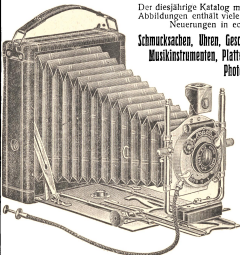
Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck & Sohn Bildgiesserei.

In der am 28. Mai dieses Jahres stattgehabten Generalversammlung unserer Gesell-
schaft ist für das Jahr 1908 die Verteilung einer Dividende von 4% beschlossen worden.
Diese ist sofort zahlbar an der Kasse der Gesellschaft, Ritterstrasse 41, sowie bei der
Nationalbank für Deutschland, Behrenstrasse 68.

Berlin, den 28. Mai 1909.

Der Vorstand.

Wir verkaufen auf Teilzahlung.



Der diesjährige Katalog mit zirka 4000 Abbildungen enthält viele interessante Neuerungen in echten

**Schmucksachen, Uhren, Geschenkartikeln,
Musikinstrumenten, Platten-Apparaten,
Photogr. Artikeln.**

Alle
Preislagen.

Alle Abteilungen sind bedeutend-erweitert, Taschen-uhren z. B. über 400 Nummern.

Die
Sortimente
**„Wunder-
werk I“**
werden
mit Kon-
trollschei-
nen über
den Gang

Erstklassige photographische Apparate in allen Preislagen.
geliefert. Bei goldenen Uhren, Ketten, Brillanten, silbernen Bestecken
ist das Gewicht angegeben.

Unser neuester Katalog ist erschienen.

— Wir stellen unsere Abnehmer zufrieden. —

Beweis:

Bericht des öffentlich angestellten beeidigten Bücherrevisors und Sachverständigen L. Riehl, Berlin.

Ich bescheinige hiermit, dass von der Firma Jonass & Co., Berlin, innerhalb eines einzigen Monats 491 Aufträge von alten Kunden, d. h. solchen, die schon vordem von der Firma Ware bezogen haben, ausgeführt worden sind.

In der vorstehenden Zahl 491 sind nur die Bestellungen enthalten, die der Firma briefflich von den Kunden selbst überreicht sind. Nicht gerechnet sind die durch Agenten und Reisende an frühere Kunden gemachten Verkäufe.

Ich habe mich durch Prüfung der Bücher und Beläge von der Richtigkeit überzeugt.

BERLIN, den 1. Februar 1909.

L. Riehl, beeidigter Bücherrevisor und Sachverständiger.

**Katalog gratis und franko.
Gegründet im Jahre 1889.**

**Tausende Anerkennungen.
Hunderttausende Kunden.**

Jonass & Co., Berlin SW. 108, Belle-Alliancestr. 3.

Vertragslieferanten vieler Beamtenvereine.

Mal-Kah- Cigaretten-Spezialitäten

Yaxxo. Golden-Eve. Club.

Wer Geld an Aktien, Kuxen, Bohrannteilen od. dergl. verloren hat

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshilfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülloowstrasse
Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10^{1/2}, 4-8.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-Schreibmaschine
Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(Errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 4¹ vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Modernste Schnellfokus-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Provision!
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Sommeraufenthalt. Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.- ab.

„Sanatorium Zackental“

(Camphausen)

Bahnhof Warmbrunn-Schreibberghaus 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren.

Für Erholungsuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadeln- & ztreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.

Näheres die Administration in
Berlin S.W., Mückenstrasse 118.

Ehe-schliessungen **England**
rechtsgültig, in
Prosp. Nr. 1, verschlossen 50 Pf.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91

Inseraten-
Anmeldung für „Die Zukunft“ durch
Anzeigerverwaltung (Arfred Weber), Berlin SW. 68,
sowie durch schriftliche
Sachb. 13a, Fernspr. VI. 567,
Annoncen-Bureau.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☺ ☺ ☺

Damen-Hüte ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren-Konfektion ☺ ☺ ☺

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Schuhwaren ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel